

Amts- und Anzeigebblatt

für den Amtsgerichtsbezirk Eibenstock und dessen Umgebung

Bezugspreis vierteljährl. M. 1.50 einschließlich des „Illustr. Unterhaltungsblatts“ und der humoristischen Beilage „Seifenblasen“ in der Expedition, bei unseren Boten sowie bei allen Reichspostanstalten.

Tageblatt für Eibenstock, Carlsfeld, Hundshübel, Neuheide, Oberstüchengrün, Schönheide, Schönheiderhammer, Sofa, Unterstüchengrün, Wildenthal usw.

Erscheint täglich abends mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage für den folgenden Tag. Anzeigenpreis: die kleinpaltige Zeile 12 Pfennige. Im amtlichen Teile die gepaltene Zeile 30 Pfennige.

Tel.-Adr.: Amtsblatt.

Drucker und Verleger: Emil Hannsbohn, verantwortl. Redakteur: Ernst Lindemann, beide Eibenstock.

Sperrsprecher Nr. 210.

Nr 231.

61. Jahrgang.
Sonntag, den 4. Oktober

1914.

In dem Konkursverfahren über das Vermögen des Stickerfabrikanten Guido Baumgarten in Eibenstock wird zur Prüfung der nachträglich angemeldeten Forderungen

den 26. Oktober 1914, vormittags 10 Uhr vor dem königlichen Amtsgerichte Eibenstock anberaunt.

Eibenstock, den 2. Oktober 1914.

Königliches Amtsgericht.

Eingegangen sind:

- vom Gesetz- und Verordnungsblatt für das Königreich Sachsen die Nr. 76 bis mit 88 vom Jahre 1914;
 - vom Reichsgesetzblatt die Nr. 55 bis mit 71 vom Jahre 1914.
- Die Gesetzblätter, deren Inhalt aus dem im Aushängelasten des Rathauses befindlichen Anschlagung ersichtlich ist, liegen 14 Tage lang zur Einsicht an Ratstafel aus.

Stadttrat Eibenstock, am 2. Oktober 1914.

Die Herbstferien

bauern bis mit 10. Oktober 1914.

Stadttrat Eibenstock, den 3. Oktober 1914.

Holz-Versteigerung. Carlsfelder Staatsforstrevier.

Bahnhofrestaurant Wilzschhaus

Montag, den 12. Oktober 1914, vorm. 10 Uhr, (Brennhölzer nicht vor 1 Uhr)
15555 m. Höhe, 7-15 cm stark, 4353 m. Höhe, 16-22 cm stark,
2270 23-50 8 h 23-43
7 rm w. Kuchknüppel, 2,5 rm h., 319 rm w. Brennseite, 355,5 rm w. Brennknüppel, 0,5
rm h. Jachen, 188 rm w. Brennseite, 21 rm w. Stöcke, in Abt. 6, 29 u. 54 (Rahlschlüge),
1-16, 21-28, 30-39, 41-47, 49-67, 69-71 und 73-82. (Durchforstung und Einzel-
hölzer.)

Rgl. Forstrevierverwaltung Carlsfeld.

Rgl. Forstrentamt Eibenstock.

Überall im Vorgehen.

Eine Bresche in Antwerpens Fortgürtel.

Rußland wieder auf dem Vormarsch.

Langsam aber sicher. — Eine schwere Arbeit ist es, die unsere wackeren Truppen an der Marne und der Aisne durchzuführen haben, aber im ganzen deutschen Volk herrscht vollste Zuversicht darüber, daß die Aufgaben dank des Mutes und der Tapferkeit unserer braven Mannschaften ihre Erfüllung finden wird. Die von ihnen eingenommenen Stellungen werden auch von den Gegnern für ausgezeichnet erklärt, aber auch diese leisten einen ungemein zähen Widerstand, trotz der Kiesenverluste, die ihnen von deutscher Seite gebracht werden. Allmählich aber kommen doch die feindlichen Reihen ins Wanken, die deutsche Ausdauer wird gekrönt und eine Reihe von Erfolgen ist erfreulicherweise zu verzeichnen. Am lebhaftesten im Kampfe steht auch jetzt noch immer unser rechter Flügel, der andauernd Umgehungsversuchen ausgesetzt ist. Er ist aber jedenfalls infolge eingetroffener frischer Streitkräfte in der Lage, diesen siegreich zu trotzen; hat er doch nicht nur nach der folgenden Depesche die Umfassungsbresche abgewiesen, sondern die Franzosen auch bei Roye weiter aus ihren Stellungen geworfen. Uns wird gebrahmt:

(Amtlich.) Großes Hauptquartier, 2. Oktober, abends. Von dem westlichen Armeeflügel wurden erneute Umfassungversuche abgewiesen. Südlich Roye sind die Franzosen aus ihren Stellungen geworfen. In der Mitte der Schlachtfrent blieb die Lage unverändert. Die in den Argonnen vordringenden Truppen erkämpften im Vorschreiten nach Süden wesentliche Vorteile. Westlich der Maas unternahm die Franzosen aus Toul energische nächtliche Vorstöße, die unter schweren Verlusten für sie zurückgewiesen wurden. — Vor Antwerpen sind das Fort Wavre-St. Katherine und die Redoute Dorpeldt mit Zwischenwerken gestern nachmittags 5 Uhr erobert worden. Das Fort Waelhem ist eingeschlossen. Der westlich herausgeschobene wichtige Schuterpunkt Termonde befindet sich in unserem Besitz. — Auf dem östlichen Kriegsschauplatz scheint der Vormarsch russischer Kräfte über den Niemen gegen das Gouvernement Suwalki bevorzuzutreten.

(W. T. B.)

Nach und nach geht nun auch die Siegesgewißheit der gegnerischen Verbündeten in Trümmer. Sie geben die deutschen Fortschritte schon halbwegs zu, wenn auch noch in einer Form, die nichts weniger als ehrlich ist, vornehmlich wenn sie schreiben, die Deutschen machten „anscheinend“ Fortschritte. Hier ist das Nachwort:

Ropenhagen, 2. Oktober. Der Pariser Korrespondent der „Berliner Tageblätter“ meldet: Die Berichte von der Front zeigen, daß beide Heere im Zentrum sich in so stark verschanzten Stellungen befinden, daß ein Durchbruchversuch in dem gegenwärtigen Gefechtszustand der Truppen von beiden Seiten unmöglich sei. Die Hauptkämpfe der letzten Tage san-

den an der nordwestlichen Flanke statt, wo beide Armeen Verstärkungen erhielten und die Deutschen anscheinend Fortschritte gemacht haben.

Suchen unsere Feinde so in ihren Meldungen die Wahrheit — vornehmlich ausgebrückt — nur zu umgehen, so läßt die Pariser Presse ruhig und frech in größtmöglicher Weise weiter:

Berlin, 1. Oktober. Der Pariser „Matin“ hat dieser Tage gemeldet, daß die Franzosen in der Schlacht an der Marne österreichische Geschütze erobert hätten, nach einer anderen Meldung eines englischen Blattes sollte ein 42-Zentimeter-Mörser in die Hände der Feinde gefallen sein. Beide Nachrichten sind vollständig unzutreffend. Die „Daily Mail“ berichtet, in Berlin sei die Meldung, daß die Kathedrale von Reims zerstört sei, mit großem Enthusiasmus aufgenommen. Diese Meldung steht auf derselben Höhe, wie die eines russischen Blattes, daß in Berlin eine Hungerrivolte ausgebrochen sei. Böllig falsch ist auch die Nachricht, daß 64 Eisenbahnzüge in dem von den deutschen Truppen besetzten Gebiet in französische Hände gefallen seien. Es befindet sich nicht ein einziger Eisenbahnwagen, geschweige denn ganze Züge in Feindeshand. Die Stimmung bei unseren Truppen in Frankreich ist zuversichtlich, sie schlugen sich trotz der langen Dauer der Schlacht vortrefflich und auch der Gesundheitszustand läßt nichts zu wünschen übrig (W. T. B.)

Als letzte Nachricht von unseren Kämpfen in Frankreich mag nun eine Schilderung folgen, die sich voll Bewunderung über unsere Schanzarbeit in dieser Riesenschlacht ausspricht:

Railand, 1. Oktober. Der „Secolo“ schildert heute die wundervollen Anlagen der deutschen Laufgräben. Bewunderungswürdig sei vom deutschen Standpunkt, daß das riesenhafte Ameisenwerk überall, wo sich die Deutschen aufhielten, entstanden. Diejenigen, die nur davon gehört haben, können sich keinen Begriff machen. Man muß die ausgehöhlten Laufgräben an der Aisne mit eigenen Augen gesehen haben, die noch tiefer und verzweigter als an der Marne sind. Sie sind fast hauptsächlich in drei Teile geteilt. Der erste sei nur für die nächtlichen Vorposten bestimmt; 200 Meter entfernt liegen die Hauptlaufgräben, die teilweise zementiert und bedeckt sind, sei es, um das leichte Eindringen zu verhindern, oder um das Ausstrahlen durch Aeroplane zu verhindern. Hinter dieser zweiten Linie befinden sich nicht mehr Laufgräben, sondern direkte große und lange Höhlen, wo Lebensmittel und Munition, wo die Küchen untergebracht, während die großen Belagerungsartillerien hinter der dritten Linie auf ihren Zementplattformen stehen; kurzum es ist eine ganze, beinahe unterirdische Stadt mit Kreuz- und Quergängen, die sich auf zehn Kilometer im Tal der Aisne bis nach Argonne erstreckt, und wo sich eine Bevölkerung von Tausend und Aber-tausend Männern so gut verstecken kann, daß man auf 100 Meter Entfernung ihre Gegenwart nicht ermittelt.

Vor Antwerpen ist, so meldet die an erster Stelle abgedruckte Depesche aus dem Großen Hauptquartier, noch ein Fort gefallen. Damit ist im Süden Antwerpens bereits eine ansehnliche Bresche in den äußeren Fortmantel von Antwerpen gelegt, zumal, wenn man bedenkt, daß hier und Herentals von den Deutschen bereits besetzt sind.

Über die Lage in Antwerpen liegt eine Meldung von feindlicher Seite vor. Man wolle sie deshalb recht kritisch betrachten:

Antwerpen, 2. Oktober. Das „Antwepener Handelsblatt“ berichtet, daß Antwerpen verhältnismäßig

ruhig sei. Die Aufregung der Bevölkerung von Antwerpen, die durch wiederholtes Erscheinen deutscher Luftschiffe und Flieger und durch die Beschädigung der Außenforts verursacht wurde, sei einer Ent-rüstung gewichen. Scharen von eingetroffenen Flüchtlingen bevölkern die Hauptstraßen, die nach dem Bahnhof führen. Polizei und Bürgergarde müssen sie zur Seite drängen, damit die Straßenbahn verkehren kann. Belgien hat ein Graubuch herausgegeben, das den diplomatischen Briefwechsel vom 23. Juli bis zum 29. August enthält.

Das Graubuch wird den Antwerpenern auch nicht jagen helfen! Ferner liegen über die kriegerischen Maßnahmen im Nordwesten nachstehende Meldungen vor:

Hartlepool, 2. Oktober. Der Dampfer „Selby“ mit mehr als 3000 Tonnen Kohlen von Shields nach Antwerpen unterwegs, ist gestern Nacht in der Nordsee auf eine Mine geraten und gesunken. Die 20 Mann starke Besatzung rettete sich in Booten und wurde von einem Lowestoft Küstenschiff aufgenommen und heute früh in Lowestoft an Land gebracht.

Rotterdam, 2. Oktober. „Daily Mail“ meldet, daß ein deutsches Flugzeug in großer Höhe über Calais gesichtet wurde.

Unsere schneidige Flotte will natürlich den Heiden des Landkrieges nicht nachsehen, und so kommen denn fortgesetzt Nachrichten über neue Taten unserer Schiffe:

Berlin, 2. Oktober. Nach einer in Amsterdam vorliegenden Nachricht hat der kleine Kreuzer „Carlsruhe“ im Atlantischen Ozean 7 englische Dampfer versenkt.

London, 1. Oktober. Im „Daily Telegraph“ schreibt Archibald Hure über den Kreuzer „Emden“, das Schiff habe ein ideales Feld für seine Operationen gefunden, weil dort der Schiffsverkehr sehr reger ist und dadurch Gelegenheit da ist, den Kreuzer vor den britischen Kreuzern zu verbergen. Dazu komme noch der Vorteil der Schnelligkeit des deutschen Kreuzers. Man dürfe den Kapitän zu seinen Unternehmungen beglückwünschen. — „Manchester Guardian“ schätzt den Schaden der englischen Schifffahrt im Indischen Ozean durch die „Emden“ auf 1/2 Millionen Pfund Sterling.

Paris, 1. Oktober. Der „Temps“ bringt einen Artikel über die deutschen Unterseeboote aus dem „London Globe“. Darin wird die völlige Ohnmacht der englischen Flotte gegenüber den kleinen, unsichtbaren Unterseebooten Deutschlands betont und gefordert, Mittel und Wege zu ihrer Entdeckung zu suchen.

Zum Schluß wurde in der Depesche aus dem Großen Hauptquartier gesagt, daß die Russen sich wieder auf den Kriegspfad begeben werden, und zwar sollen sie gegen das Gouvernement Suwalki vorgehen. Jedenfalls lernen die Russen daran hier aufs neue gründlich unseren Hindenburg kennen und einsehen, daß von Hindenburg kein Schlachtruf, sondern ein richtiggehender deutscher Generaloberst ist. Man lese übrigens einmal welche Riesenheer — nach englischer Meldung natürlich — Rußland bereits wieder aufgestellt haben soll:

Rom, 2. Oktober. Einer Petersburger Reuter-Meldung zufolge wird in Rußland eine neue große Armee von fünf Millionen Mann gebildet, die unter dem Oberbefehl des Zaren stehen und in Warschau, Wilna, Lublin und Riga zusammengezogen werden soll. Diese Armee soll den Feind herausfordern und gleichzeitig auf Wien und Berlin losmarschieren.

Der Zar hat den Oberbefehl übernommen? Dann muß es ja furchtbar werden! — Vor einigen Tagen

brachten wir die Mitteilung über die Vernichtung eines Zeppelins in Warschau. Wir knüpften sofort daran die Warnung, die Nachricht sehr vorsichtig zu genießen, da sie höchst unwahrscheinlich klinge. Jetzt kommt auch schon der Widerruf:

Turin, 2. Oktober. Der „Turiner Zeitung“ wird von zuständiger Stelle mitgeteilt, daß die Meldung des Reuterbureaus, wonach vor einigen Tagen ein Zeppelinluftschiff, das über Warschau Bomben abgeworfen haben soll und dessen Besatzung dann gefangen genommen wurde, nicht zutrifft. Der Zeppelin sei nicht beschossen worden. Er liegt vielmehr unverfehrt in seinem Heimathafen.

Vom österreichisch-serbischen Kriegsschauplatz liegt nur die folgende kurze Nachricht vor:

Frankfurt a. O., 2. Oktober. Nach einer der „Frankfurter Zeitung“ aus Ofen-Best zugegangenen Meldung hat ein neuerlicher Einfall der Serben in kroatisches Gebiet am Montag mit einer schweren Niederlage der Serben geendet, die Tausende von Verwundeten, Toten und Gefangenen verloren.

Eine plastische Illustration zu dem Titel „Deutschland in Waffen“ gibt eine österreichische Zeitung in folgender Schilderung:

Wien, 2. Oktober. Die „Zeit“ berechnet, daß Deutschland auf sechs Kriegsschauplätzen tätig ist, überdies mit unausgeglichener Wachsamkeit die Nordgrenze zu schützen, gegebenenfalls Vorstöße des Feindes abzuwehren, oder eine Blöße, die er sich gibt, rasch auszunutzen hat. Wenn man überblicke, nach wie vielen Seiten und mit wie gewaltigen Mitteln die deutsche Kriegsführung arbeite, erhalte man ein Gesamtbild militärischer Rüstung, wie sie eine einzelne Nation überhaupt noch niemals, seit es eine Staatsgeschichte gibt, vollbracht hat. Von der Vaterlandsliebe, dem Opfermut und der hingebenden Tapferkeit, die das deutsche Volk in dieser schweren Zeit betätigt, werden spätere Geschlechter mit Bewunderung erzählen. (Mit den sechs Schauplätzen sind gemeint: Frankreich, Belgien, Ostpreußen, Galizien, Ostasien und die See. D. Red.)

Vertliche und sächsische Nachrichten.

Eibenstock, 3. Oktober. Die heute eingegangene Verlußliste Nr. 23 der Rgl. Sächs. Armee enthält wieder einige Namen aus dem Amtsgerichtsbezirk Eibenstock, und zwar: Start, Max Kurt, Grenadier d. Res. und Schneidenbach, Erich, Gefreiter vom 2. Grenadierregiment Nr. 101, beide aus Eibenstock und verwundet, ferner vom 5. Inf.-Rgt. Nr. 104 Arnold, Ernst Wills, Soldat aus Schönheide erhamnt, leicht verwundet. Bei letzterem Regiment fehlen von den Angehörigen der 6. Kompagnie durchgehend die Ortsnamen, sodas ihre Heimat nicht festzustellen ist.

Eibenstock, 3. Oktober. Das Rgl. Ministerium des Innern hat die Handelskammern zur Erleichterung und Beschleunigung der zollamtlichen Ausgangs-Abfertigung von Waren, die nicht unter die Ausfuhr- und Durchfuhrverbote fallen, zur Prüfung und Bescheinigung der nach besonderten oder neutralen Ländern bestimmten Ausfuhr-Sendungen und der ihnen beizufügenden Rechnungsauszüge ermächtigt. In Orten, wo keine Vertretung der Handelskammer vorhanden ist, sind die Polizeibehörden (Amtshauptmannschaften, Stadträte der Städte mit Revidierter Städteordnung) zur Prüfung und Bescheinigung auf Ansuchen zuständig.

Eibenstock, 3. Oktober. Herr Oberleutnant und Adjutant Berner Fischer, vom R. S. Infanterie-Regiment Nr. 102, Sohn des früheren hiesigen Apothekers Herrn Guido Fischer, hat das Eisenerne Kreuz erhalten.

Schönheide, 3. Oktober. Das Eisenerne Kreuz 2. Klasse erhielt am 26. September der Leutnant der Reserve im Jägerbataillon Nr. 12, Ratsassessor Dr. jur. Paul Georgi aus Schönheide.

Carlsfeld, 3. Oktober. Herr Zolleinnehmer Franke in Weitzersglashütte ist in gleicher Eigenschaft mit Ende vorigen Monats nach Kirchberg übergesiedelt. An seine Stelle trat am 1. Oktober Herr Zolleinnehmer Breuß, bisher Zolleinnehmer in Dresden.

Hundshübel, 3. Oktober. Herr Hofmeister Bernhard von hier, Hauptmann des Reserve-Feldartillerie-Regiments Nr. 23, der am linken Fuß leicht verwundet ist, ist für tapferes Verhalten mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet worden.

Dresden, 1. Oktober. Nach Mitteilung einzelner Kriegsunterstützungskämter kommt es vor, daß zurückgebliebene Angehörige Einberufener bei Erörterung ihrer persönlichen Verhältnisse, um unbedenklich höhere Unterstützungsgelder zu erlangen, wesentlich falsche Angaben machen. Auch ist es vorgekommen, daß sich eine Frau die Einberufung ihres Mannes mehrmals befähigen ließ und dann für sie ausgeworfene Rente mehrmals erhob. Es wird eindringlich darauf aufmerksam gemacht, daß derartige Gebahren Betrug ist und Gefängnisstrafe nach sich ziehen kann.

Dresden, 2. Oktober. Der Verband sächsischer Fußballvereine gab für das Rote Kreuz 5000 M. Dadurch erhöht sich die vom deutschen Fußballbunde und seinen Unterverbänden gestiftete Summe auf 10 000 M. Ebenfalls zeichnete der Deutsche Fußballbund 10 000 M. zur Kriegsanleihe. Der Betrag wurde aus dem Grundstock für die Olympischen Spiele 1916 entnommen.

Dresden, 2. Oktober. Die Sächs. Bank hat heute den Wechselkurs von 6 1/2 auf 6 und den Lombardfuß von 7 1/2 auf 7, herabgesetzt.

Birna, 1. Oktober. Mit einer Festigung der sächsischen Kollegien beging man heute das 25jährige Jubiläum unseres Bürgermeisters Heinrich Schneider als Oberhaupt unserer Stadt. Errichtet wurde aus diesem Anlaß als Festpende eine „Bürgermeister-Schneider-Stiftung“ in der Höhe von 5000 M.; außerdem überwies man im Namen des Jubilars dem Hilfsauschuß für das Rote Kreuz noch 1000 M.

Meerane, 2. Oktober. In völlig verkohltem Zustande tot aufgefunden wurde am Mittwoch vormittag in ihrer Wohnung die im Hause Poststraße Nr. 1b wohnhafte 55 Jahre alte ledige Privatiers Sophie Kroigisch hier. Ob Selbstmord oder Unglücksfall vorliegt, ist noch

nicht aufgeklärt. Es ist auch noch nicht festgestellt, ob sich die Kroigisch vorher vergiftet oder durch andere Weise ums Leben gebracht oder sich mit einer trennbaren Flüssigkeit begossen und dann selbst angezündet hat oder ob sie aus Versehen einem Lichte oder sonst einem brennenden Gegenstande zu nahe gekommen ist und ihre Kleider Feuer gefangen haben. Jedenfalls waren der Aermsten, als sie aufgefunden wurde, die Kleider völlig vom Leibe gebrannt. Aus vorgefundenen Briefen an ihre Angehörigen geht allerdings hervor, daß sie sich mit Selbstmordgedanken getragen hat.

Schneeberg, 3. Oktober. Am Freitag morgen ist hier Herr Redakteur P. L. Schlesinger, verantwortlicher Schriftleiter des „Ergeb. Volksfreundes“, gestorben. Der Verstorbene hat die genannte Zeitung über acht Jahre redigiert.

Versuchweise Zulassung von Feldpostsendungen bis 500 Gramm. Amtlich wird bekannt gegeben: Von Montag, den 5. Oktober, bis einschließlich Sonntag, den 11. Oktober, werden versuchsweise Feldpostsendungen im Gewicht von über 250 bis 500 Gramm gegen eine Gebühr von 20 Pfg. angenommen. Die Gebühr der Feldpostsendungen im Gewicht von über 50 bis 250 Gramm wird gleichzeitig dauernd auf 10 Pfg. herabgesetzt. (W. L. B.)

Ehrentafel

für die in dem großen Völkertriebe 1914 Gefallenen aus dem Amtsgerichtsbezirk Eibenstock.

Max Kurt Ring, Reservist aus Schönheide vom Infanterie-Regiment Nr. 133 — gefallen.



Aus großer Zeit — Für große Zeit.

(Nachdruck verboten.)

5. und 6. Oktober 1870.

Am 5. Oktober zog König Wilhelm in Versailles ein, der Stätte, wo französische Könige und Kaiser gegen Deutschland Pläne geschmiedet und danach ausgeführt hatten. Auf dem Wege von Ferrieres nach Versailles inspizierte der königliche Feldherr die Truppen und sprach u. a. auch den Bayern seinen Dank aus für die bewiesene Tapferkeit. — Bei Spinal, am westlichen Abhange der Vogesen, stießen die Badenser am 6. Oktober auf feindliche Truppen unter General Dupre, die sich als etwa doppelt so stark als die deutschen Truppen erwiesen. Der Feind wurde von diesen sofort mit großer Energie angegriffen und nach blutigem, sechsständigem Kampfe, in welchem drei Orte von den Badensern mit dem Bajonett genommen wurden, gezwungen, in wilder Flucht nach Westen abzuweichen. Von badischer Seite betrug der Verlust 20 Offiziere und 410 Mann; die Franzosen verloren mehr als das dreifache und sieben Offiziere und 600 Mann als Gefangene in deutschen Händen. Es war ein glorreicher Tag für die badischen Waffen und der erste siegreiche Anlauf zu der vom Werderschen Korps übernommenen Aufgabe, die neugebildete Armee von Lyon (Südosten Frankreichs) zu zersprengen und die deutsche Verbindungslinie von Elsaß über Nancy nach Paris zu schlingen.

Feldpostbrief.

3.

Liebes

Da ich gestern die Schlacht nicht besser schildern konnte, weils finster war, will ich jetzt was schreiben. Erstens: Das Dorf, bei dem wir durch den Fluß mühten, und das wir gestürmt hatten, sah am Morgen aus wie ein Feld von Leichen besät; alles Franzosen, auch viel Deutsche dabei, aber alles erstochen; da gab es viel Blutvergießen. Ihr könnt Euch kein Bild machen von einem solchen Schreckensbild. Also die Schlacht vom 6./9. bis 11./9. und immer noch ohne Entscheidung. Am 8./9. haben wir abends 10 Uhr einen Sturmangriff gemacht, wurden aber zurückgeschlagen. Die französischen Maschinengewehre knatterten wie toll in uns hinein. Ich weiß nicht, ich komme immer mit heiler Haut davon; am 9./9. früh 4 Uhr kamen die Franzosen an unsere Stellung heran und feuerten wie dumm auf uns. Wir hatten uns aber schon vorgelesen. Es waren 8 Maschinengewehre von dem 133. und 8 von 134. Regiment aufgestellt. Da gab es einen heftigen Kugelregen; in 1 1/2 Std. hatten wir die Franzosen über alle Berge getrieben. Am 10./9. haben wir im Sturm, nachts, den Franzosen 40 Kanonen weggenommen und viele Gefangene gemacht. Am 11./9. gegen Abend machten wir wieder einen Sturmangriff, denn anders können wir die französische Artillerie nicht ausrotten. Die Geschütze der Franzosen sind alle eingemauert. Hier ist der größte französische Exerzier- und Schießplatz der Artillerie. Hier sind die Rotzosen gut im Gelände bekannt, drum dauert die Schlacht solange. Ihr denkt, wir sind als Reserve hier? Wir sind schon seit dem 1. Gefecht bei... in erster Feuerlinie. Denkt euch den Krieg nicht so, wie's euch erzählt wird, daß Verwundete gleich verbunden werden und alles sonst Mögliche. Unsere Verwundeten liegen schon drei Tage ohne Hilfe unter freiem Himmel, kein Essen, keinen Schluck Wasser, gar nichts bekommen sie. Niemand sieht sich nach ihnen um. Die Sanitätskolonne kann nicht ins Feuer hineingehen und die Leute herausholen. Unsere Toten liegen schon 4 Tage in der großen Hitze, können es vor Geruch bald nicht mehr aushalten. Wir haben keine Zeit sie einzugraben. Wir sind zerstreut wie die Schafe. Kein Führer mehr, alles verwundet und tot. Schon der dritte Mann hat unsere Fahne.

So wir im Lichte wandeln, wie Er im Lichte ist, so haben wir Gemeinschaft untereinander. (1. Joh. 1, 7.)

Zum 17. Trinitatissonntage.

Das Größte in der großen Zeit, in welcher wir leben, ist, daß unser deutsches Volk einzig und geschlossen wie noch nie seinen Feinden gegenübersteht. So weit die deutsche Zunge klingt, haben sich Herzen

und Hände erhoben zu gemeinsamem Tun. Was die edelsten Männer gewünscht, erstrebt und erbetet haben, daß wir ein einzig Volk von Brüdern werden möchten, es war wohl erreicht seit dem Tage, an welchem das neue deutsche Kaiserreich entstand. Ein Siegel aber ganz eigener Art, ein Siegel unverbrüchlich ist dem neuen Reich jetzt aufgedrückt worden. Und wir sagen: Gott sei Dank, daß es so ist, daß sogar unsere deutschen Stammesgenossen außerhalb des deutschen Vaterlandes treu uns zur Seite stehen. Wir sagen: Gott sei Dank, daß vor Allem nicht nur Hader und Streit zwischen den deutschen Stämmen schweigt, sondern auch zwischen den verschiedenen Ständen unsers Volkes, deren keiner noch nie gezögert hat, einzutreten mit Gut und Blut für die gemeinsame große Sache.

Wir wollen nicht nörgeln und etwa schon wieder zu zweifeln beginnen, ob die erhebende Einigkeit und Geschlossenheit von Dauer sein werde, ob alter Hader und Streit nicht gar bald wieder zum Durchbruch kommen werde. Gewiß ist, daß Gegensätze mancherlei Art bestehen bleiben. Die Erde wird nie zum Paradiese werden, in dem nicht arm und reich, nicht vornehm und gering sein wird und auch die Trennung unseres Volkes auf dem Gebiete der Religion wird wohl kaum in absehbarer Zeit überwunden werden. Soll denn aber alter Streit u. alte Zerissenheit wieder hervorbrechen und etwa bald wieder seine unheilvollen Schatten werfen? Das darf nicht sein! Davor behüte uns Gott!

Wie aber werden wir denn zu einer Einigkeit kommen, welche dauert und nicht zusammenbricht, wenn die bindenden Ringe gemeinsamer Not und Gefahr hinweggenommen werden? Nur dann, wenn wir zu einer Einigkeit im Geiste kommen, wie sie rechtes Christentum fordert und wie sie in der Epistel des heutigen Sonntags (Eph. 4, 1-6) geschildert wird. Einigkeit im Geiste verbindet in rechter Nächstenliebe, welche Unterschiede, wie Rang und Stand und äußere Verhältnisse sie so leicht bringen, ausgleicht und nicht mehr gelten läßt. Einigkeit im Geiste verbindet in einem Glauben und einer Hoffnung und wenn auch eine äußere Trennung zwischen evangelischer und katholischer Kirche bestehen bleibt, es kann und es muß, was wir an Jesus, dem Sohne des ewigen Gottes haben, ein Bindeglied sein für alle, welche Deutsche sind.

In rechter Einigkeit im Geiste werden wir die Gefahren und Nöte überwinden, welche die Kriegszeit für unser Volk bringt; in ihr wird das deutsche Volk stark sein in der Zukunft, daß nie ein Feind ihm schaden kann.

Gott schenke sie uns!
Amen.

Dem Gedenken vaterländischer Helden.

Mancher von denen, die vor kurzem hinausgezogen, um auf Frankreichs oder Rußlands Fluren für Deutschlands Macht und Ehre zu kämpfen, ruht jetzt schon fern der Heimat den ewigen Schlaf.

Neben dem berechtigten Stolz über den Heldentum der Gefallenen ist auch ernste Trauer in vielen deutschen Familien eingezogen. Besonders schmerzlich ist es für die Angehörigen, keine Stätte in der Heimat zu haben, wo sie des gefallenen Mannes, Vaters, Sohnes in stiller Zurückgezogenheit gedenken können. Die Gräber auf den Schlachtfeldern können unmöglich von allen denen, die den fürs Vaterland Gefallenen eine letzte Ehre erweisen wollen, besucht werden. Deshalb hat schon 1870/71 in manchen deutschen Orten die Sitte bestanden, für die auf dem Schlachtfeld Gefallenen an geeigneter Stätte Gedenktafeln oder Gedenkaltäre zu errichten. Jetzt ist es an der Zeit, diese schöne Sitte wieder aufleben zu lassen. Je nach den örtlichen Verhältnissen und der größeren oder kleineren Anzahl der aus den betreffenden Städten und Orten vor dem Feinde Gefallenen wird die Ausführung des Planes verschieden sein. Für größere Städte wird sich die Errichtung von Gedächtniskapellen inmitten der Friedhöfe, oder auch von Hainen empfehlen. In den Gedächtniskapellen könnten dann Wandflächen zur Anbringung von Einzeltafeln bestimmt und Angehörigen gefallener Helden zur Anbringung von Einzelgedenktafeln überlassen werden. Die Wandflächen müßten Borrichtungen tragen, die eine Schmückung der Tafeln mit Blumen, Kränzen, Palmen u. gestatten. Außerdem könnten in der Kapelle auch Gedenkfiguren zur Aufstellung gelangen. — Bei der Anlage von Hainen für die Gefallenen würden einfache Monumente, in der Anordnung wie auf Waldfriedhöfen, wohl in erster Linie zu empfehlen sein. Kleinere Gemeinden dürften wohl auch die Einzeltafeln direkt im Innern der Kirchen, oder, sofern sich diese inmitten der Friedhöfe befinden, an den Außenmauern der Kirchen, gestatten. Wenn sich die Errichtung besonderer Kapellen und Haine, oder die Anbringung der Gedächtnistafeln in oder an Kirchen nicht durchführen läßt, bleibt auch noch der Weg übrig, auf den Friedhöfen eine Stelle freizuhalten, wo lediglich Gedenksteine und Gedenktafeln deutscher vor dem Feinde gefallener Krieger zur Aufstellung gelangen.

Vielseitig sind, wie man sieht, die Möglichkeiten den Hinterbliebenen der im Felde Gefallenen Gelegenheit zu geben, in wehevoller Stille der toten Krieger zu gedenken. An den Stadtverwaltungen, Gemeinde- und Kirchenvertretungen liegt es jetzt, den Weg zu gehen, der sich nach den jeweiligen örtlichen Verhältnissen als der gangbarste erweist.

Ein ungewöhnlicher Schritt.

Eine kleine Liebesgeschichte von Käthe Dastor.

(Nachdruck verboten.)

— Ich weiß, es ist ein ungewöhnlicher Schritt, aber ein Unrecht kann es doch nicht sein! — Heute um halb sechs am Dentwall! Und bitte, bitte, pünktlich! Bella.

Der „typische Leutnant“ lag in seinem Stübchen in der Kaserne und starrte mit dem denkbar größten Maße von Verblüfftheit auf das hierliche Rädchen, das in ziemlich unordentlichem und reichlich kindlicher Handschrift obige Worte trug.

Der „typische Leutnant“ hieß eigentlich Hans-Georg von Brinken, aber weil er mit seinem schmalen, gebräunten Gesicht, den freimütigen, blanken Augen und der strammen, fehnigen Gestalt so recht der Latus eines preussischen Reiteroffiziers war, so trug er im Kasino diesen Epitheton, der ihn ein Ehrenname dünkte.

Aber so etwas war selbst ihm, dem „typischen Leutnant“, noch nicht passiert. Diese kleine Hella, wer hätte das gedacht! Sieh mal an! Dieser allerliebste, kleine Kerl mit der rotblonden Flechtentzettel und den koketten Sommerprossen auf der pflüchtenen Stumpfnase — dieses Goldfischchen, des reichen Kommerzienrats einziges Lächelchen. — Alle Wetter! Herr Hans-Georg von Brinken freuzte mit einem tiefen Stoßseufzer seine langen Beine. Das sündhaft viele Geld, was diese zerbrechliche, kleine Dame hatte! An eine Geldheirat dachte er ja nicht im Traume, Gott bewahre! Aber wenn so ein süßes, herziges Frauchen doch nur einmal solche Berge von Mammon hat — — — Und ein süßes, herziges Dingelchen war die kleine Hella — und Schneid hatte sie auch, Sakrament! Bestellt da einen königlich preussischen Leutnant zum Stelldehnen um halb sechs am Denkmal, wo's doch Ende Oktober schon so höllisch schummrig ist. Und sie kannte ihn doch eigentlich kaum — denn so ein richtiges Kennenlernen war das doch auf dem Resourcendall vor vierzehn Tagen nicht gewesen. Nur reizend war's — ganz, ganz reizend!

Ein hübsches hölzernes und besangene gab sie sich noch, diese hierliche, rotblonde Erbin, aber nur gerade so viel, wie sich das für eine achtzehnjährige Schönheit schickt, die der jährliche Vater sich Ende Sommer aus der Dresdener Pension wieder geholt hat. — So eine ganz verleierte liebe Art zu lachen, hatte diese Hella — sie hob sich dabei auf die Beine und legte das Köpfchen auf die Seite! Und wie treuherzig und sofortig zugleich hatte sie ihm zum Schluss geantwortet: „Sie haben mich so nett unterhalten Herr von Brinken, schönen Dank!“ — und dann mit schief gehaltenem Köpfchen etwas leiser, halb fragend: „Auf Wiedersehen!“

Und nun diese Aufforderung. — Das Befehlende: „Um halb sechs am Denkmal“ neben dem kindlichen: „Bitte, bitte, pünktlich!“

„Nun, dann frisch auf zur Attade. Er konnte doch dieses liebe Dingelchen unmöglich warten lassen!“

Meine Gnädigste, Ihr ganz gehorsamer Diener ist zur Stelle!

„Ach, Sie sind's Herr von Brinken.“

„Ja, gewiss! Selbstverständlich! Auf die Minute! Wie sich das für einen Militärsoffizier gehört! Und nun bitte ich: Was verordnet mir die hohe Günst, von dem gnädigen Fräulein befohlen worden zu sein?“

„Befohlen?“ fragte sie gebeknt zurück.

Brinken lächelte zartfühlend-verständnisvoll: „Ober wie das gnädige Fräulein es sonst zu nennen beliebt.“ Dann etwas weniger förmlich: „Hier bin ich doch nun! Was wünschen Sie, Fräulein Hella? Ich stehe mit Leib und Seele zur Verfügung!“ (Das war ganz der „typische Leutnant“.)

Hella spielte an ihrer Uhrkette und kämpfte sichtlich mit einer großen Verlegenheit. Endlich sagte sie: „Bitte, Herr von Brinken, — wir wollen durch die Anlagen gehen, ja? Meine Freundin scheint nicht zu kommen, sie ist stets die Pünktlichkeit selbst. Und hier kommen so viele Bekannte vorüber!“ — So dogen sie denn in die Anlagen ein.

„Ihre Freundin sollte kommen?“ fragte Brinken befremdet. „Ja, wollten Sie denn hier eine ganze Beschwörung in Szene sehen?“

„Ach nein!“ rief Hella mit harmlosem Lachen, „ich wollte Edith nur so gern noch einmal sprechen, ehe ich — — — den Brief an Sie abschicke. Ja, denken Sie nur!“ fügte sie schnell hinzu, als Brinken sie unterbrechen wollte, „ich wollte Ihnen schreiben.“

„Sie haben mir geschrieben!“ rief der „typische Leutnant“ feierlich.

Hella lachte: „Also gut, ich gebe es zu, da Sie ein Mädchenberg so schnell durchschauen! Ich habe Ihnen geschrieben, aber ich fand nicht den Mut, den Brief abzuschicken!“

„Sie haben den Brief abgeschickt!“ rief der „typische Leutnant“ noch feierlicher.

„Bewahre!“ sagte Hella, halb ungeduldig, halb erschreckt. „Der Brief liegt zu Hause, adressiert und versiegelt in meiner verschlossenen Schreibmappe.“

„Das tut er nicht!“ schrie Brinken mit Stentorstimme. „Ich habe den Brief erhalten — hier ist er!“ — Und da war er!

„Ich habe die Kuverts verwechselt!“ sagte Hella tonlos, — das hier ist der Bettel an Edith — Brief an Sie steht wohlverwahrt in dem Kuvert mit Ediths Adresse — Und Sie? Sie konnten glauben, ich bestelle Sie hierher, zu dieser Stunde in solcher Form! Sie scheinen ja eine reizende Meinung von mir zu haben, Herr von Brinken!“ (Das war schneidender Hohn!)

„Gabe ich auch!“ sagte der „typische Leutnant“ feurig. „Und nicht nur eine reizende, sondern sogar die allerbeste. Wenn ich Sie gekränkt habe, Fräulein Hella, so bitte ich Sie herzlich um Verzeihung. Aber Sie müssen selbst zugeben: der Irrtum lag nahe! Sie schreiben: „ein ungewöhnlicher Schritt.““

„Nun ja“, sagte Hella, schon halb verächtlich, „damit meinte ich doch den Brief an Sie.“

„Ja, natürlich, den Brief“, rief Brinken, „nun müssen Sie mir auch alles sagen, was in dem Briefe steht!“

„Erst sperrte Fräulein Hella sich ein wenig, aber so ein „typischer Leutnant“ kann gar so lieb bitten und schmeicheln, und so bekam er zum Schluss alles zu hören.“

Also: Kommerzienrats wollten einen Ball geben, das heißt: nicht eigentlich einen Ball, sondern nur so eine kleine Tanzerei dem erwachsenen Lächelchen zu Ehren, und Hella hatte so schredlich viele Freundinnen, die alle unbedingt geladen werden mußten! Es war einfach ein Ding der Unmöglichkeit, auch nur eine einzige fortzulassen — und da brauchten Kommerzienrats natürlich Tänzer, und Papa wollte so fremde, gleichgültige Menschen laden. — „Und ich wollte so gern, daß Sie kommen — weil es doch netzlich so reizend war — und da schrieb ich Ihnen, Sie müßten doch noch schnell Besuch machen, aber Edith sagte immer, so etwas dürfte eine Dame niemals tun — es ist ja auch sicher ungewöhnlich, aber ich wollte doch so gern —“

Bei Kommerzienrats ist Ball, das heißt: nur so eine kleine Tanzerei, dem erwachsenen Lächelchen zu Ehren. Da drehen sich blonde und braune Mädchen im Kreise, eben erblühte kleine Schönheiten in rosa und blauen Kleidern — Mädchen mit schwarzen und Mädchen mit weißen Schuhen, mit Blumen im Haar und mit Blumen im Gürtel, aber Hella ist doch die Liebste von allen.

„Sie sieht wie der verkörperte Frühling aus“, denkt der stolze Herr Papa.

„Ich lässe sie mitten unter dem Kronleuchter“, denkt der „typische Leutnant“.

Aber er wartet doch damit, bis er sie in einer Pause in ein kleines, verhöwigetes Eckchen, hinter Palmen und Oleander geführt hat.

Und Fräulein Edith sitzt ganz allein auf der anderen Seite der grünen Decke. Ihr ist so eigen zu Sinn. Das haben Hella's glänzende Augen gemacht! Wie sind die verändert heute, so verwirrt und doch so sicher. —

„Horch! Man flüstert — Brinkens Stimme — und dann Kühe — — Kühe und ersticktes Liebesstammeln.“

Da schließt Fräulein Edith die Augen, weil sie gar so weich und sehrend lächeln. Sie schmeigt die verschlungenen Arme auf die Lehne des Sessels und legt den hübschen dunklen Kopf darauf.

Was birgt doch das Leben, das vor ihr liegt, für läche, beseligende Möglichkeiten . . .

Landwirtschaftliches.

— Spröde Hufe. Spröde und rissige Hufe kann man in ganz kurzer Zeit verbessern, wenn man in der Woche zwei- bis dreimal eine etwa haselnußgroße Menge von Lorbeeröl und Vaseline an der Krone einreibt. Das Lorbeeröl wird mit den gleichen Teilen Vaseline gemischt. Diese Salbe übt einen Reiz auf die Krone aus, wobei dann mehr Blut zufließt und mehr Horn angelegt wird. Sollte die Krone durch diese Einreibung bald etwas empfindlich werden, dann setze man wieder einige Zeit aus. Wird Lorbeeröl und Vaseline regelmäßig eingerieben, dann kann in einem halben Jahre ein ganz neuer Huf hervorwachsen, dessen Horn von viel besserer Beschaffenheit ist als das frühere.

— Das Schlachten der Kaninchen ist häufig noch mit Tierquälerei verbunden und doch ist die Sache so einfach. Man ergreift das Schlachtkaninchen und hält es mit der linken Hand an den Ohren fest, so daß die Rückseite des Tieres der rechten Hand zugekehrt ist. Mit einem in der letzteren bereit gehaltenen etwas stärkeren Knüttel versetzt man dem Tiere einen kräftigen Schlag in das Genick dicht unter den Ohren, infolgedessen das Tier sofort tot ist. Um das Blut im Körper nicht gerinnen zu lassen, macht man sofort nach der Betäubung einen Schnitt in den Hals und hängt das Kaninchen an den Hinterfüßen auf, damit das Blut ablaufen kann. Sobald dies geschehen, dreht man das Tier um, hängt es an den Vorderfüßen auf, dann drückt man mit beiden Händen leicht auf den Bauch des Tieres, um den in der Harnblase enthaltenen Urin zu entfernen. Letzteres ist nötig, da sonst bei dem Abziehen und Ausweiden leicht infolge einer Verletzung der Harnblase der Urin mit dem Fleisch in Verbindung kommen und letzteres weniger schmackhaft, wenn nicht gar ungenießbar werden könnte.

— Einiges über die Pflanzweite der Obstbäume. Vielfach kann man die Wahrnehmung machen, daß die Obstbäume, namentlich in den Haus- sowie in den Obstgärten in der Nähe der Ortschaften gar zu eng stehen, so daß sie mit ihren geschlossenen Kronen einen dichten Wald bilden, in dem während des ganzen Sommers kein Sonnenstrahl durchdringen vermag. Naturgemäß soll sich die Pflanzweite in erster Linie nach der Entwicklung des Wurzelsystems richten und in zweiter Linie sehe man darauf, daß die Baumkronen ein Durchdringen der Sonnenstrahlen nicht gar zu sehr abhalten, nicht daß in dem so häufig herrschenden Schatten tierische sowie pflanzliche Schmarotzer ihre Heimstätte aufschlagen. Lieber pflanze man

die Bäume zu weit als zu eng. Für Kernobst wähle man bei Hochstämmen eine Entfernung von circa 12 Meter und für Steinobst etwa 8 Meter. Eine zu enge Pflanzung straft sich stets, denn was nützt uns eine größere Anzahl Obstbäume, wenn sie kümmerlich und niemals einen reichen Ertrag liefern. Der enge Stand gibt auch stets kurzlebige und, wenn nicht reichlich und oft gedüngt wird, sich bald erschöpfende Pflanzungen. Das Gelände, welches bereits lange Jahre mit Obstbäumen bepflanzt war, lasse man nach dem Ausroden der abgestorbenen bzw. nicht mehr tragfähigen Bäume eine Zeit lang ruhen, bevor man wieder neu pflanzt; denn was vom Fruchtwechsel beim Ackerbau gesagt wird, das gilt auch, wenigstens zum Teil, beim Obstbau. Auch wechsele man in den Standortstellen der Bäume.

— Herbststern. Ein zeitiger Frost zerstört oft den ganzen Flor der Herbststern. Wollen wir denselben lange erhalten, so muß durch Einschlagen einiger Pfähle und Ueberlegen derselben mit Latten, Dedern und Tüchern der Frost abgehalten werden. Wer die Gräber seiner Lieben im November noch zu schmücken gedenkt, tut besser, die schönsten Pflanzen mit Erdballen auszuheben und drei oder mehr in einen Topf zusammen zu pflanzen. Die Töpfe stellt man dann an einem frostfreien lichten Platz auf.

Kriegs-Merkei.

Scherzfrage.

Warum ist Petersburg umgetauft worden? — Weil der Zar hinten Burg nicht leiden kann.

Ein Opfer fürs Vaterland. Ein geschätzter Leser schreibt den B. N. N.: Ich erlaube mir, nachfolgendes Gespräch zweier Berliner Jungen mitzutellen, welches ich vor einigen Tagen hörte. Nachdem sie sich begrüßt hatten, sagte der eine: „Na, ihr habt es jetzt doch fein, euer Schulze ist doch in Krieg, da habt ihr wohl keine Schule?“ Der andere: „Jawoll, so sieht's aus, wir haben doch jetzt en Meeschen.“ Der erste, entrüstet: „Der laßt ihr euch gefallen?“ Der zweite folgt: „Na, man muß doch och en Opfer fors Vaterland bringen.“

Sehr dreckig — Königliche Hoheit! Ein drohlicher Zwischenfall ereignete sich, wie die „Königsb. Allg. Ztg.“ erzählt, bei dem Besuche der Herzogin Viktoria Luise von Braunschweig in einem Braunschweiger Kriegslazarett. Als die Herzogin hörte, daß einer der Verwundeten den Herzog im Felde gesehen habe, erkundigte sich die Herzogin danach, wie der Herzog denn ausgesehen habe. Unerwartet kam von den Lippen des Soldaten die Antwort: „Sehr dreckig — Königliche Hoheit!“ — Nach der Bitterung der letzten Tage kann man sich dies vorstellen.

Eine deutliche Absage. Die trampfhaften Bemühungen, die von englischer Seite in der letzten Zeit gemacht wurden, Schweden in das Lager der Entente herüberzuziehen, erfahren in dem der Regierung nahestehenden „Aftonblad“ eine deutliche Absage. Das Blatt schreibt: England braucht nicht zu fürchten, daß sich die kulturelle Gemeinschaft Schwedens mit Deutschland auf ein politisches Bündnis ausdehne. Schweden ist neutral gewesen und will es bleiben. Wenn aber englische Zeitungen behaupten, daß Schweden von russischer Seite nichts zu fürchten hat, so können wir darauf entgegnen, daß man in Schweden die tatsächlichen Verhältnisse besser kennen muß als in England. Bei aller Dankbarkeit für die Bemühungen Englands, Schweden vor drohenden Gefahren zu schützen, hält man es aber für das Beste und Sicherste, wie bisher neutral zu bleiben.

Das Eisene Kreuz.

Nachstehendes Gedicht ist während des Krieges 1870/71 in der Brieftasche eines gefallenen preussischen Offiziers gefunden worden, dessen Name unbekannt geblieben oder vergessen ist.

Von Eisen ist's, ein schlichtes Kreuz
Mit einem Silberband,
Und wer es trägt, tat nur die Pflicht
Für König und Vaterland.

Und wer es trägt, gedenkt der Schlacht
Und hebt die Hand empor:
Für meinen König das nächste Mal
Hab' ich noch Bess'eres vor.

Und wer es trägt, denkt an das Kreuz
Am Grabe auf freiem Feld,
Dort schlummert, der es tragen sollt',
Der tote Preußenheld.

Und wer es trägt, denkt alter Zeit
Und faltet die Hände fest,
Daß Gott ihm gab so große Ehr',
Das Kreuz ihn tragen läßt.

Fremdenliste.

Übernachtet haben in
Stadt Leipzig: Richard Meyner, Rfm., Zwickau i. S.

KAUFHAUS
SCHOCKEN
HANDELSGESELLSCHAFT
AUE LE

95 Pfennig-Tage

Diese Verkaufsveranstaltung soll besonders den Bewohnern der weiteren Umgebung eine lohnende Gelegenheit zu einer Einkaufsreise nach Aue bieten.

Beilage zu Nr. 231 des „Amts- und Anzeigebblattes“.

Eisenstadt, den 4. Oktober 1914.

Die „Befreier“ im Oberelsaß.

Bekanntlich haben die Franzosen bei Ausbruch des Krieges auf die angebliche „Reichsverdroffenheit“ der Elsäßer so sehr rechnen zu können geglaubt, daß sie annahmen, als „Befreier“ von Elsäß-Vorkriegern aufzutreten zu können. In dieser Annahme haben sie sich jedoch gewaltig getäuscht; über die wahre Stimmung im Oberelsaß bringen die „Basler Nachrichten“ einen Bericht, der sich auf Unterredungen mit den Bewohnern der vom Kriege am meisten betroffenen Sundgaugegemeinden stützt. Das neutrale Blatt schreibt: „Auf die Frage, ob es denn richtig sei, daß so viele Sundgauer sich freiwillig zum französischen Heere gemeldet hätten und nach Belfort zereist seien, erklärten alle übereinstimmend, daß aus ihren Gemeinden nicht ein einziger sich zur französischen Armee gemeldet habe: sie hätten dazu auch keinen Grund mehr; denn sie befänden sich unter deutscher Verwaltung wohl und lehnten sich nicht mehr nach „französischen Zuständen“. Das Verhalten der französischen Truppen in den Sundgaugegemeinden während der letzten Tage und Wochen habe den Franzosen den letzten Rest elsässischer Sympathie geraubt, und die Sundgauer sind höchlichst erstaunt darüber, daß sie von einigen deutschen Zeitungen immer noch als „Französlinge“ angeprochen werden: sie erfüllen ihre Staats- und Bürgerpflichten gerade so gut und mit derselben Liebe und Begeisterung wie dies in Baden, Preußen, Württemberg der Fall ist. Besonders werde man es den Franzosen nicht vergeßen, wie Väter und Söhne gewaltsam weggeführt wurden, und mit welcher Rücksichtslosigkeit bei der Requisition von Lebensmitteln vorgegangen wurde. Anfangs hätten die Franzosen die requirierten Lebensmittel zum vollen Preis bezahlt, in der letzten Zeit sei aber kaum mehr die Hälfte des Wertes vergütet worden, und dazu habe man noch die Bewohner grob behandelt.“

Wenn es also für diesen Teil Deutschlands noch eines Beweises dafür bedürft hätte, wie viel segensreicher die Zugehörigkeit zu Deutschland ist als die zu Frankreich, so ist er durch die Ereignisse zu Beginn des Krieges glänzend erbracht worden!

Der Franzose.

Erzählung aus neuerer Zeit von W. Rinhold.
(2. Fortsetzung.)

Es ging auf Witternacht. In Klein-Friedingen regte sich keine Seele mehr, und auch der Dorfwächter war in einer Nische an der Kirche eingeschlafen. Nur Viese Bubbide konnte nicht schlafen, sie hatte sich so lange in ihrem Bette herumgewälzt, daß es ihr endlich unerträglich ward, zwischen den Federn zu bleiben. Sie galt als die Dorf-Schönheit mit ihren 19 Jahren, und an Bewerber und nun gar Liebhabern hatte es ihr nicht gefehlt. Wenn ihre Schwägerin dem Fremden gesagt hatte, daß sie arme Leute seien, denen eine Extra-Einnahme immer willkommen wäre, dann stimmte das nicht so genau. Sie hatten zu ihrem Hause eine ganz hübsche Landwirtschaft, fette Schweine, Gänse, Enten, und was sie sonst noch Alles in die nächste größere Stadt landeten, brachte ihnen einen hübschen Groschen ein; der Bruder ging ja regelmäßig in die neue große Fabrik, in der er es durch seine Anfertigkeit bald zum Vorarbeiter gebracht hatte, aber der Vater nur, wenn es zu Hause nichts zu tun gab. Viese selbst war eine geachtete Näherin, und seit sich der Wohlstand in Klein-Friedingen gehoben hatte, verdiente sie mit ihrer Schneiderei recht nett. Sogar ins Haus des Fabrikbesizers Bertram war sie schon gerufen, und ihre Tätigkeit hatte Anerkennung gefunden.

Viese Bubbide war ihres Vaters Herzblatt, und auch ihr Bruder war in steter Sorge um sie. Anders die derbe Schwägerin Rose, die auf alles dies Gerede nicht viel gab; nach ihrer Meinung sollte die Viese heiraten, bei dem Nähen in anderer Leute Häuser kam nach ihrer Meinung nicht viel heraus. Sie meinte es wirklich so, wie sie zu ihrem Manne gesagt: Wenn der Fremde und die Viese sich einander leiden konnten, mochten sie sich getrost heiraten! Der praktischen Frau gefiel es gerade nicht, daß ihr eigener Mann von sich so wenig Besens machte.

Das junge Mädchen stand am kleinen Fenster ihrer Kammer in diesem Sinnen. Dieser fremde Mann, der heute ins Haus gekommen war, der hatte es auf den ersten Blick ihr angetan. Sie hatte es gefühlt, der war trotz seines abgenützten Militär-Mantels kein gewöhnlicher Soldat, und diese Empfindung fand sie beständig, als er nun so vor ihr stand. Etwas Geheimnisvolles lag über ihm, was ihre Neugier und ihre Teilnahme reizte. Und daß sie ihm nicht gleichgültig war, das hatte sie aus seinem Händedruck gefühlt.

Sie fuhr in ihren hoffnungsvollen Gedanken zusammen. Da ging eine Tür. Dann wieder eine zum Hofe hinaus. In dem kleinen Friedingen, wo der eine den anderen kannte, fiel es ja Niemanden ein, die Türen hochnotpeinlich zu verriegeln und zu verschließen. Dafür war auch nicht der geringste Grund vorhanden. Jetzt leuchtete im letzten Mondlicht etwas vor Viese's Blicken auf. Sie schaute schärfer zu. Da war's der Fremde, der Franzose, wie der Vater ihn genannt hatte, der ein Gewehr in der Rechten trug. Ihr Herz klopfte zum Zerspringen. Was sollte das bedeuten, was war da für ein Mensch unter ihr Dach gekommen? Sollte sie den Vater und den Bruder weden? Nein, dann gab es ein großes Wesen, und das ganze Dorf ward möglicherweise alarmiert.

Und — sie fühlte es auch — selbst, wenn sie es ge-

wollt hätte, sie hätte diesen seltsamen Menschen nicht verraten und nicht anzeigen können; sie bangte nicht um Gefahren, die er anderen bringen konnte, sondern um solche, die ihm möglicherweise drohten.

Jetzt merkte sie, wie er sich umschauend umschauend flüchtete sie vom Fenster weg an die Wand. Aber dann hingen ihre Augen wieder an ihm, der im Mondlicht da vor dem Hause stand. Ja, das war wirklich eine Herren-Gestalt, den der Vater und der Bruder wohl nicht mit in die Fabrik ziehen würden. Und das Mädchen freute sich darüber. Ebenso sah sie sich freilich ihre Stimmung um. Wenn er ein so ganz anderer war, wie alle die Friedinger, dann würde er wohl kaum sich hier an den kleinen Ort oder an die nahe Stadt, die auch nur ein paar Tausend Einwohner zählte, fesseln lassen.

Inzwischen war er verschwunden. Der Mond steckte hinter einer Wolke verborgen, und gerade diesen Moment hatte der Franzose benützt, davon zu eilen. Viese wollte nach bleiben, bis er zurückkehrte, aber dann überwältigte sie doch die Müdigkeit, und sie schlief wieder ein. Die Sonne lugte ja in diesen Herbsttagen erst ziemlich spät ins Haus, und Früh-Nebel umhüllten zudem ihr goldenes Licht.

Frau Rose war als die erste auf, sie stand am Küchenherd, den Morgenkaffee zu bereiten. Sie hatte in der Kammer ihrer jungen Schwägerin noch keinerlei Bewegung vernommen und brummte ihre stillen Bemerkungen über die Langschläfer in sich hinein. Wenn die Viese einen Mann hatte, würde es ihr der schon lehren, bei Zeiten aus den Federn zu kommen. Aber so? Sagte sie etwas, bekam sie es am Ende gar noch mit Mann und Schwiegervater zu tun. Daß sie selbst, die Schwiegertochter, sich abraderte, dagegen hatten die Mannsleute nichts einzuwenden!

Auch der Franzose war noch nicht auf; aber der war wohl von seiner weiten Wanderung müde. Ra, das mochte ihm heute hingehen, nächster Tage hieß es aber, verdienen, und wenn er tausend Male gar nicht nach einem gewöhnlichen Arbeiter oder Soldaten ausjah. Wer essen wollte, der mußte auch Brot schaffen.

„Guten Morgen, Frau Rose,“ klang da seine helle Stimme hinter ihr, und der Fremde trat in die Küche. Ihre Augen leuchteten auf, sie lächelte wohlgefällig. „Guten Morgen! Da freue ich mich doch, einen Christenmenschen ins Haus bekommen zu haben, der kein Langschläfer ist,“ antwortete sie. „Ra, jetzt denke ich, daß wir miteinander und recht gut auskommen werden. Bleiben Sie nur lange hier.“

Er dämpfte seine Stimme etwas: „Das hoffe ich. Bin übrigens schon lange aus dem Bett, war im Wald, und schon jenseits der Grenze, die ich da gefunden habe.“

„Alle Achtung, Herr Bertram,“ meinte die Frau. „Das ist eine gute Stunde hin und her. Da können Sie nicht viel Schlaf abbekommen haben.“ „Das hole ich später nach,“ gab er leicht hin zurück, „und außerdem hat der Gang gelohnt. Da sehen Sie!“ Er griff hinter die Tür, durch die er gekommen war, und holte zwei stramme Hasen hervor. „Ich hörte, wie sie gestern Abend sagten, Sie wollten heute oder morgen in die große Stadt, da können Sie die beiden Lampe's zum Verkauf mitnehmen. Und haben Sie nichts dagegen, begleite ich Sie.“

Sie schaute ihn mit blitzenden Augen an, als er warte sie Bescheid auf eine unausgesprochene Frage. Und er verstand. „Keine Menschenseele weiß, woher ich die Hasen habe, und ich verkaufe Sie Ihnen.“ Ein lustiges Blinzeln strahlte ihm aus den Blicken Frau Rose's entgegen, der ein paar eigenmächtig geschossene Hasen herzlich wenig Skrupel bereiteten, wenn sie nur das Geld dafür einstecken konnte. Sie drückte ihm die Hand, daß er es merkte. „Wir verstehen uns. Sie sollen mit in die Stadt. Den Männern werde ich schon Bescheid sagen. Aber jetzt trinken Sie Kaffee und dann schlafen Sie.“ Dann warf sie die beiden Hasen schnell in einen dunklen Raum neben die Küche. Was ihr Mann und ihr Schwiegervater nicht wußten, machte denen den Kopf nicht warm.

Anton Bubbide hatte geglaubt, der Fremde werde gleich diesen Morgen mit in die Fabrik kommen, um wegen eines Bureaupostens, an Handarbeit dachte er nicht mehr, anzufragen; als aber seine Schwiegertochter ihn darauf aufmerksam machte, der arme Mensch mußte sich doch einmal ordentlich ausschlafen nach all' den Strapazen, sagte er nichts mehr; ja, er schnauzte sogar seinen Sohn noch an, als der wieder in seiner ewigen Besorgnis meinte: „Vater, wenn wir uns mit dem Menschen bloß keine Rute aufgebunden haben.“ Auch Frau Rose, begeistert über den zu erwartenden Erlös aus den beiden Hasen, stimmte dem Schwiegervater zu, und der mißtrauische Mann sah sich wieder geschlagen.

Vater und Sohn hatten auf dem Gange zur Arbeitsstätte kaum ihr Anwesen verlassen, als Viese aus ihrer Kammer zur Schwägerin in die Küche herbeigeeilt kam. Ihre geröteten Augen deuteten auf unruhigen Schlaf hin.

„Früher konnt'st Du wohl gar nicht kommen?“ begrüßte sie die eifrig umherwirtschaftende Frau Rose. Aber heute klang ihre Stimme freundlicher wie sonst bei diesen Gelegenheiten, und Viese merkte das auch wohl.

Sie umschlang Rose mit beiden Armen und flüsterte der Schwägerin ins Ohr: „Du, Rose, wenn Du's wüßtest, was ich gesehen hab!“ — „Ra, den leibhaftigen Gott sei bei uns doch wohl nicht,“ versetzte die praktische Frau ungerührt.

„Der Fremde, der Franzose, wie der Vater immer zu ihm sagt, ging heute Nacht mit einem Gelecht fort, den Dir bloß,“ stieß das Mädchen fast atemlos hervor, während über Rose's Gesicht ein behagliches Lachen glitt.

„So was schreit man nicht in alle Welt hinaus,“ jagte sie halblaut, „weils keinen was angeht. Mein Mann und Dein Vater wissen's auch nicht. Er ist wieder da und hat mir ein paar Hasen mitgebracht. So, jetzt weißt Du's und nun halt sein Dein'n Mund. Bloß das noch: Wir fahren nach der Stadt, und der Mann kommt mit.“

„Ich kann aber heut und morgen und diese ganze Woche nicht,“ sagte Viese aufgeregt. „Hab' zu tun, wie Du weißt.“

„Dann fahren wir Beide allein,“ versetzte die Schwägerin, und als die Viese plötzlich heftig schluchzte lachte sie: „Glaub' gar, Du bist in den Menschen bis über die Ohren verliebt und eifersüchtig auf mich. Ra, das ist ein Stück.“

Am frühen Nachmittag schritten Frau Rose und Klaus Bertram auf Friedingen zu, von wo aus sie die Eisenbahn nach der großen Stadt benützen wollten. Die Frau trug in einer Kiste, wohlverborgen von anderem geschlachteten Getier, die beiden Hasen, und der Franzose schritt, Zigaretten schmauchend, neben ihr her. Sie kamen an dem Haus vorbei, in dem Viese Bubbide mit einer Näharbeit beschäftigt war. Es war das des Ortsvorstehers; hätte es sich nicht um ein neues Kleid für die Frau Schultheiß gehandelt, das junge Mädchen würde wohl den Tag geschwänzt haben und mit nach der Stadt gefahren sein. Aber so wagte sie es nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Zeitgemäße Betrachtungen.

„M. 42“ und „U 9“.
Zwei Zahlen und zwei Zeichen — sie klingen einfach nur und schlicht, — an Ehren sonderglücken — fehlt es den Vielgenannten nicht! — Sie sind des Feindes Kummer — und rauben ihm bei Tag und Nacht — die Ruhe und den Schlummer. — Gewaltiges haben sie vollbracht! —

Erfüllend ihren höchsten Zweck — als Galliens Graus und Englands Schreck — tun ihre Pflicht in Sturmesdräu: „M 42“ und „U 9“.

Die stärkste Festung wird sich — ergeben und hält nimmer Stand — grüßt sie „M 42“ — mit Eisenwucht und Feuerbrand. — Zu Trümmern und zu Splittern — wird, was erbaut auf festem Grund, — und Felsen selbst erzittern, wenn jäh erdröhnt der Höllen-schlund. —

Und wenn ein Sperrfort unser Heer — aufhalten will, bald ist's nicht mehr, — nur Stein und Schutt bedeckt den Plan, — „M 42“ bricht sich Bahn. —

Und wie dem deutschen Heere — im Feindesland Erfolge blühen — so zeigt sich auf dem Meere — die deutsche Flotte tatentühn. — Bei Hoek van Holland lagen — des Feindes Schiffe kampfbereit, — da zeigte sonder Zagen — „U 9“ den Briten deutschen Schneid. —

Jäh öffnet sich der Meeres-schlund — drei Panzer sinken in den Grund, — schnell siegen, die den Tod nicht scheun, — die blauen Jungen vom „U 9“.

Zwei Zahlen und zwei Zeichen, — sie haben den Erfolg gekrönt, — der Gegner muß erbleichen, wenn ihre Riesenstimme dröhnt. — Will uns ein Feind gefährden, — sie hemmen seine Räuberfahrt: — der Sieg muß unser werden, — wo Technik sich mit Kühnheit paart. —

Erfüllend ihren höchsten Zweck — als Englands Graus und Galliens Schreck — tun ihre Pflicht im Sturmesdräu: — „M 42“ und „U 9“. —
Albert Jäger.

Chemischer Marktpreise vom 30. September 1914.

Ware	16 M	25 M	16 M	75 M	16 M
Weizen, fremde Sorten	16	25	12	85	16
„ süßlicher, alter	12	25	12	85	16
„ neuer	12	25	12	85	16
Roggen, süßlicher	10	75	11	85	16
„ preussischer	11	85	11	80	16
Gehrigroggen, süßl.	11	85	11	80	16
Roggen, fremder	11	85	11	80	16
Berle, Braun, fremde	11	85	11	80	16
„ süßlicher	11	85	11	80	16
„ süßlicher, alter	10	75	11	80	16
„ neuer	10	75	11	80	16
„ preussischer, alter	10	75	11	80	16
„ neuer	10	75	11	80	16
„ ausländischer	10	75	11	80	16
„ süßlicher	10	75	11	80	16
„ süßlicher, alter	10	75	11	80	16
„ neuer	10	75	11	80	16
„ ausländischer	10	75	11	80	16
„ süßlicher	10	75	11	80	16
„ süßlicher, alter	10	75	11	80	16
„ neuer	10	75	11	80	16
„ ausländischer	10	75	11	80	16
„ süßlicher	10	75	11	80	16
„ süßlicher, alter	10	75	11	80	16
„ neuer	10	75	11	80	16
„ ausländischer	10	75	11	80	16
„ süßlicher	10	75	11	80	16
„ süßlicher, alter	10	75	11	80	16
„ neuer	10	75	11	80	16
„ ausländischer	10	75	11	80	16
„ süßlicher	10	75	11	80	16
„ süßlicher, alter	10	75	11	80	16
„ neuer	10	75	11	80	16
„ ausländischer	10	75	11	80	16
„ süßlicher	10	75	11	80	16
„ süßlicher, alter	10	75	11	80	16
„ neuer	10	75	11	80	16
„ ausländischer	10	75	11	80	16
„ süßlicher	10	75	11	80	16
„ süßlicher, alter	10	75	11	80	16
„ neuer	10	75	11	80	16
„ ausländischer	10	75	11	80	16
„ süßlicher	10	75	11	80	16
„ süßlicher, alter	10	75	11	80	16
„ neuer	10	75	11	80	16
„ ausländischer	10	75	11	80	16
„ süßlicher	10	75	11	80	16
„ süßlicher, alter	10	75	11	80	16
„ neuer	10	75	11	80	16
„ ausländischer	10	75	11	80	16
„ süßlicher	10	75	11	80	16
„ süßlicher, alter	10	75	11	80	16
„ neuer	10	75	11	80	16
„ ausländischer	10	75	11	80	16
„ süßlicher	10	75	11	80	16
„ süßlicher, alter	10	75	11	80	16
„ neuer	10	75	11	80	16
„ ausländischer	10	75	11	80	16
„ süßlicher	10	75	11	80	16
„ süßlicher, alter	10	75	11	80	16
„ neuer	10	75	11	80	16
„ ausländischer	10	75	11	80	16
„ süßlicher	10	75	11	80	16
„ süßlicher, alter	10	75	11	80	16
„ neuer	10	75	11	80	16
„ ausländischer	10	75	11	80	16
„ süßlicher	10	75	11	80	16
„ süßlicher, alter	10	75	11	80	16
„ neuer	10	75	11	80	16
„ ausländischer	10	75	11	80	16
„ süßlicher	10	75	11	80	16
„ süßlicher, alter	10	75	11	80	16
„ neuer	10	75	11	80	16
„ ausländischer	10	75	11	80	16
„ süßlicher	10	75	11	80	16
„ süßlicher, alter	10	75	11	80	16
„ neuer	10	75	11	80	16
„ ausländischer	10	75	11	80	16
„ süßlicher	10	75	11	80	16
„ süßlicher, alter	10	75	11	80	16
„ neuer	10	75	11	80	16
„ ausländischer	10	75	11	80	16
„ süßlicher	10	75	11	80	16
„ süßlicher, alter	10	75	11	80	16
„ neuer	10	75	11	80	16
„ ausländischer	10	75	11	80	16
„ süßlicher	10	75	11	80	16
„ süßlicher, alter	10	75	11	80	16
„ neuer	10	75	11	80	16
„ ausländischer	10	75	11	80	16
„ süßlicher	10	75	11	80	16
„ süßlicher, alter	10	75	11	80	16
„ neuer	10	75	11	80	16
„ ausländischer	10	75	11	80	16
„ süßlicher	10	75	11	80	16
„ süßlicher, alter	10	75	11	80	16
„ neuer	10	75	11	80	16
„ ausländischer	10	75	11	80	16
„ süßlicher	10	75	11	80	16
„ süßlicher, alter	10	75	11	80	16
„ neuer	10	75	11	80	16
„ ausländischer	10	75	11	80	16
„ süßlicher	10	75	11	80	16
„ süßlicher, alter	10	75	11	80	16
„ neuer	10	75	11	80	16
„ ausländischer	10	75	11	80	16
„ süßlicher	10	75	11	80	16
„ süßlicher, alter	10	75	11	80	16
„ neuer	10	75	11	80	16
„ ausländischer	10	75	11	80	16
„ süßlicher	10	75	11	80	16
„ süßlicher, alter	10	75	11	80	16
„ neuer	10	75	11	80	16
„ ausländischer	10	75	11	80	16
„ süßlicher	10	75	11	80	16
„ süßlicher, alter	10	75	11	80	16
„ neuer	10	75	11	80	16
„ ausländischer	10	75	11	80	16
„ süßlicher	10	75	11	80	16
„ süßlicher, alter	10	75	11	80	16
„ neuer	10	75	11	80	16
„ ausländischer	10	75	11	80	16
„ süßlicher	10	75	11	80	16
„ süßlicher, alter	10	75	11	80	16
„ neuer	10	75	11	80	16
„ ausländischer	10	75	11	80	16
„ süßlicher	10	75	11	80	16
„ süßlicher, alter	10	75	11	80	16
„ neuer	10	75			

Heim und Kindergarten.

Berliner Mode.

Von O. Goldert-Blek.

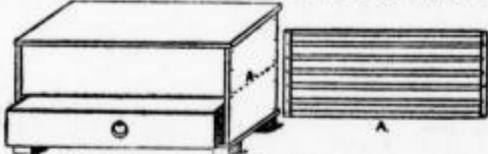
Am kühleren Tagen wird das Cape, das sich einer so großen Beliebtheit erfreut, diesmal förmliche Triumphe feiern. Ja man vertieft sich sogar zu ganzen Capelleibern, die den Nackenleibern erfolgreich Konkurrenz machen dürften. Bassen jene sich doch besser den Temperaturschwankungen an. Wenn die Sonne sich nach einem trübigen Morgen in den ersten Nachmittagsstunden siegreich durchringt, dann öffnet man das Cape soweit, daß es vorn nur noch von den Schultern herabfällt. Sehen aber abends kältere Winde ein, so glebt man das eine Vorderstück über die Brust und wirft den Zipfel über die entgegengelegte Schulter, ganz wie ein Cavalier der romantischen guten, alten Zeit. Dann hat man sofort einen behaglichen Schutz gegen leichtere Witterungsänderungen.

Ein außerordentlich hübsches Capelleid war ganz aus heller Serge gemacht. Die Bluse und die lange rodartige Tunika hatte man in scharfe Messerfalten gelegt, nur daß sie bei der Bluse über einem Unterzug aus Reispissen vorn schalartig gekreuzt waren und in leichter Bauart das Anzugeschloß dieses Toilettenstücks betonten. Die Tunika dagegen brachte in ihrer regelmäßigen Straffheit einen starken Gegensatz zu dem Rod zum Ausdruck. War er doch um die Hüfte herum sehr eng und ebenfalls schalartig gekreuzt. Mund und glatt dagegen vertiefte das etwa bis zu den Knien gehende Cape. Es war mit grün-weiß-farbierter Seide gefüttert, demselben Stoff, aus dem der Schallengürtel im Tailleanschluß bestand. Dadurch wurde ein wenig Farbigeit auch auf das darunter befindliche Kostüm übertragen. Ein mit großen schwingenförmigen Enden versehener, hochaufragender, quartartiger Kragen aus weißer Seide, ganz steif über Draht gezogen und ein ovales Knopfsaar gabem dieser ebenso eleganten wie einfachen Robe ein vornehmes Gepräge.

In der Rodmode bekämpfen sich gegenwärtig mehrere Richtungen. Da sind die ganz glatten, engen kurzen Röckchen, die schlanken, jugendlichen Gestalten so entzückend stehen und die gebauschten, gerasteten mit Kokotopansiers verzierten, an die sich kurze und breite Frauen nie heranzugehen wollten. Aber augenblicklich scheint doch mehr der verbreiternden Richtung der Sieg zuzufallen, wenn sie der beliebtesten schlanken Linie auch erhebliche Zugeständnisse macht. Denn letztlich benutzt man die engen Röckchen oft als eine Art Unterrock, der sich unten allerdings recht nahezu vorbrängt, um auf ihm Überkleider von leichtem weichen Seidenstoffen usw. zu arrangieren. Das neueste Unterkleid birgt in seinem Saum sogar ein festes Gummiband. Das zieht sich beim ruhigen Stehen eng auf, um so daß der Rock dann einen fast hosenartigen Eindruck macht, während er beim Gehen ein beinahe bequemeres Aussehen gestattet. Das Überkleid ist wesentlich weicher. Da aber die Stoffe immer weicher und dünner sind, haften sie sich leicht im Wind. Darum beschwert man die Säume mit förmlichen Ketten aus Bleistücken. Die Vorliebe für welche leichte Stoffe geht jetzt so weit, daß man selbst Gewebe, die früher von solchen Eigenschaften nichts wußten, sie künstlich anzieht. Wer hätte sich das zum Beispiel früher vom Taffet träumen lassen, der jetzt der geirragteste von allen Rodstoffen ist. Man könnte ihn für Seidenmuffelin halten, so weich und wellig fühlt er sich an. Man kann ihn kraus ziehen, ihn drapieren und wie Gaze chiffonieren, kurz, er ist beinahe ein modisches Mädchen für alles. Aber eine förmliche Epidemie scheint die hübsche Reptilmode werden zu wollen. Schwarzweiße Araks, wohnen man sieht! Es flimmert einem förmlich vor den Augen bei diesem Übermaß. Um den Hals trägt man allerhand riesenhafte Rüschen und Krausen aus Seide oder durchsichtigen Geweben, künstlich durch Draht gefügt. Rüschenhaft sind auch die Schleifen, die tief auf der linken Hüfte die breiten Schärpen dabei abschließen. Und bei den modernen, hinten so hoch aufragenden Schüten — weil verkehrt aufgelegt — füllen die hintere Höhlung riesenhafte schwarz-samtene Schmetterlingsfalten aus. Von ihnen führen zwei lange Bänder nicht etwa nach vorn zum Kinn, sondern zur linken Schulter, wo eine Schmuckagraffe sie festhält. Daneben gibt es aber auch Rüschenblumen, die die Stelle der oben beschriebenen Samtschleife einnehmen. Überhaupt ist die Blütenfülle auf Hüften so verschwenderisch wie irgend möglich. Aus Watte, Samt, Seide und Leder, ja sogar aus gepömpertem Glas werden die entzückendsten kleinen und großen Blumen naturgetreu oder als interessante Spielart ihrer natürlichen Schwestern hergestellt. Aber die Königin der Blumen ist und bleibt doch die Rose. Die Blume, die die eleganten Babylonierinnen schon vor 2000 Jahren ins Haar steckten, mit der die Römer zu festlichen Gelegenheiten nicht nur die Tafel, sondern auch Bläse und Straßen bestreuten, sie dünkt den modernen Schönen unentbehrlicher denn je zu ihrer Toilette, gleichviel, ob sie sie an den Gürtel, in den Gürtel stecken oder das Kleid damit raffen.

Eiskästen.

Wer keinen Eisschrank besitzt, kann sich einen Eiskasten aus einer Kiste selbst herstellen. Die Vorderseite der Kiste teilt man in drei Teile, schneidet den unteren dritten Teil fort und nagelt das übrige Brett wieder an.



In den freien Raum kommt ein gut passender Zinkkasten, der zur Aufnahme des Eises dient. Über den Kasten wird innen ein Zwischenteil eingelegt, das aus Leisten zusammengesetzt wird. Der obere Teil der Kiste wird innen ringsum mit Korkstreifen benagelt, damit keine Luft eintreten kann. Der Deckel ist durch Schrauben befestigt. Den Eiskasten streicht man zu den Küchenschubeln passend an.

Streifenmuster für Wäfen in Weißstickerei.

Auf weißem Batist oder feinem Leinen überträgt man das Muster. Dreiteiliges Garn dient als Stützmaterial. Das man den Stoff in den Stickrahmen gespannt, so

werden durch breiten Stielstich die Stiele, Krabestaken und Konturen der kräftigen durch Lupfenlinien gefüllten Musterfiguren gezeichnet. Dann sticht man die Lupfen in Blattstich



in kurzer gerader Stichlage. Schräger Blattstich, in der Stichlage zur Mittelader bildet die Zweigblättchen und einzelne Blütenblätter. Nach Belieben ist unsere Zeichnung zu vergrößern.

— 0 —

Praktische Winke.

Busen von Zinkgegenständen. 1 Teil Schwefelsäure wird mit 12 Teilen Wasser vermischt und der Gegenstand entweder einige Sekunden eingetaucht und dann mit einem Lappen abgerieben oder ein mit Flüssigkeit befeuchteter Lappen zum Abreiben benutzt.

Feuchtigkeit zu verhindern. Vor allen Dingen muß dafür gesorgt werden, daß die Feuchtigkeit von außen nicht mehr in das Mauerwerk eindringen kann, was am besten durch Bekleben der äußeren Wandfläche, wo das Dach des Nachbarhauses anstößt, mit Zinkblech geschieht. Das innere Bekleben mit irgendeiner Masse nützt gar nichts.

Wäschebrenn. Praktisch ist ein Schrank mit Türen, die nicht ganz aus Holz bestehen, sondern bloß mit Holz eingerahmt und mit dunkelgrüner Drahtgaze eingewandert sind, wie man diese zu Fliegenstränken benutzt. Solch ein Schrank bietet den Vorteil, daß, wenn die Wäsche nicht ganz trocken hineinkommt, sie noch ausdünsten kann und nie modrig riecht.

Reinigen der Badewanne geschieht vorteilhaft mit Salzsäure und feinem Sand. Wenn sie von Flecken rein ist, ist heißes Wasser mit Seife zu nehmen und die Wanne noch gut auszureinigen. Die Rinnen werden auf diese Weise weißgelblich, nur darf man das erstmal die Salzsäure und die Kräfteanwendung nicht sparen. Große Vorsicht ist bei Anwendung von Salzsäure bringen zu empfehlen, da jeder Tropfen, der auf ein Kleidungsstück kommt, sofort ein Loch brennt. Also auch Hände in acht nehmen. Handschuhe anziehen bei dieser Arbeit.

Beddigrohrmittel werden von Schmutz durch Abwaschen bzw. Abfeuern mit Seife und Soda geläubert. Um die Naturfarbe wieder herzustellen, sind Bleichmittel, wie Wasserstoffsuperoxyd mit etwas Soda, verdünnte Schwefelsäure (1:20) oder Kalifalzlösung mit etwas Schlemmkreide anzusetzen. Das Nachspülen geschieht am besten mit Essigwasser.

Behandlung der Smyrnateppeiche.

In den meisten Fällen wird der große Fehler begangen, die gefürtesten orientalischen Teppiche (schlechtlich mit Smyrnateppeich bezeichnet) gleich vom ersten Tag der Ingebrauchnahme an mit scharfen Besen zu kehren; dies ist grundfalsch; denn hierdurch wird die Wolle gerissen, zerhaut, und binnen kurzer Zeit werden durch Abkehren des edlen Materials diese kostbaren Teppiche völlig verdorben. Die allein richtige Behandlungsweise solcher orientalischen Knüppelteppiche ist folgende: Während der ersten drei Wochen entfernt man die durch das Betreten der Teppiche sich bildenden Wollknoten durch tägliches Kehren mit gewöhnlichen Vorstößen; wenn nötig, ist eine Nachlese mit der Hand vorzunehmen. Durch drei- bis vierwöchigen täglichen Gebrauch werden die Wollknoten (Knoten) festgetreten, die Wollfaser hatte Zeit, sich zu beruhigen, und das Knotenbild wird nach und nach fast gänzlich aufhören. Das tägliche Kehren mit dem Vorstößen wird fortgesetzt und wird erst, nachdem das Knotenbild nahezu aufgehört, ein (je nach dem Verkehr im betreffenden Raum zu bemessendes) ein- oder zweimal wöchentliches Kehren des Teppichs mit einem Reuten- oder Pfaffenabesen zu empfehlen sein. Das Kehren hat nie gegen, sondern stets „mit dem Strich“ zu geschehen. Alle sechs bis acht Wochen ist der Teppich über eine Stange zu hängende Teppich auf der Rückseite kräftig zu klopfen, zu welcher Prozedur glatte, starke Dackelwollstoffe am besten eignen. Nach dem Klopfen ist der Teppich auf Rück- und Vorderseite gut abzuhaken. Diensthöten, welche nicht gehörig unterrichtet werden, kehren natürlich so lange auf dem Teppich herum, als überhaupt etwas abzuhaken ist; und da ist es denn natürlich, daß der teure Teppich binnen kurzer Zeit unansehnlich „stuppig“ wird.

Küchenkünste.

Dunkobst. Frische Früchte werden in Gläser fest eingefüllt, jedoch ohne sie zu zerdrücken. Staubzucker dazwischen gestreut, und die Gläser mit nasser Schweinsblase und Pergament ausgekleidet. Man läßt sie dann im Wasserbad kochen. — Die Zeit des Kochens ist verschieden, je nach der Sorte der Früchte, im allgemeinen müssen sich die Früchte soviel kochen, daß es ein Drittel leeren Raum in den Gläsern gibt. Auf diese Weise lassen sich alle Arten Früchte, Beeren, Blaumen, Aprikosen, Äpfel und Birnen usw.) einfuchen. Beim Steinobst dürfen die Steine nicht herausgenommen, größere Äpfel oder Birnen können in Hälften oder in Schnitte geteilt, eingefüllt werden.

Mixed Pickles. Röschen, Blumenkohl, kleine, junge Bohnen, Waldfalben, die kaum einen kleinen Finger lang sind, junge Karotten, Bergamotten, Schalotten, kleine Gurken, sowie klein gewürfelte Merrettig werden gewaschen, die Zwiebelchen geschält und sämtliche Gemüse mit Ausnahme der Gurken wenige Augenblicke in stark gelassenem siedendem Wasser gekocht, worauf man sie auf einem Sieb abtropfen und trocken läßt. Später mischt man auch die einige Stunden im Salzwasser gelegenen und gut abgetropften kleinen Gurken dazu, ordnet alles mit dazwischen gestreutem Dill, Estragon, Borbeerblättern und weißen Pfefferkörnern sterisch in weithalsige Einmachgläser, füllt guten weißen Weineisig darüber und überbindet die Gläser mit Pergamentpapier. Da die Gemüse den Essig sehr einlagern, ist öfters nachzusehen und wenn nötig, frischer Essig zuzugießen.



Bettelhans.

Von H. Solveter.

Bettelhans hieß ihn die Kinder, weil er des öfteren bei dem einen oder anderen Hofbesitzer um ein Stückchen Brot, einen Topf Milch oder um ein bißchen Mittagessen bat, denn seine Mutter war sehr arm und dazu kränzlich. Und anstatt ihn darob zu bedauern, wurde er von seinen Schulkameraden ausgelacht und gehänselt, wo sie ihn trafen. Nur in der Schule mußten sie in Ruhe lassen — da galt Bettelhans ebensoviele wie des Schulzen Söhnlein. Das machte, weil er sehr artig war und fleißig lernte; deshalb hatte ihn der Lehrer gern und hielt streng darauf, daß keiner ihm ein Leid zufügte. „Ich wünschte“, sagte der Herr Lehrer des öfteren zu manchem Knäuel in neuem Anzug, „du sähest auch da in gekleideter Hose und Jacke wie der Berger-Hans und hättest so viel Größe im Kopf wie der —“ Und ein andermal: „Nicht nur auf: der Berger-Hans bringt es gewiß einmal weiter im Leben, als mancher von euch.“ Aber wie gern sonst die ganze Klasse dem Lehrer alles glaubte, was er sagte — das vom Bettelhans glaubten viele nicht: einer, der betteln geht, sollte es zu was Nichtigem bringen im Leben? weiter als sie? Nein, das konnten sie nicht glauben. Und doch sollte der Herr Lehrer recht behalten. . . Als Bettelhans 14 Jahr alt war und aus der Schule ging, da zog er mit seiner Mutter fort vom Dorf in eine fremde Stadt, zu seinem Onkel, sagten die Leute, und dann hörte niemand mehr etwas von ihm. Die Jahre vergingen — seine Schulkameraden, die ihn so oft geärgert hatten, waren erwachsene Leute geworden und keiner dachte noch an den „Bettelhans“ und die Worte des Lehrers, die sie damals nicht glauben wollten. Da rollte eines Tages ein schöner Aufschwager die Dorfstraße entlang, und als er anhielt, entstieg demselben ein feingekleideter Herr, welcher geraden Wegs in das Schulhaus ging.

„Herr Lehrer! Ich bin ein ehemaliger Schüler von Ihnen — kennen Sie mich noch?“ Stellte er sich diesem vor. Der Herr Lehrer sah sich den fremden Besuch lange an, dachte hin und her, aber erkennen konnte er den Fremden nicht. „Nun, ich bin der Bettelhans“, gab dieser sich zu erkennen, „und komme nur, Ihnen zu danken für Ihre Einsicht und Güte während meiner Schulzeit!“ Wie das den alten Lehrer freute! Gibt es doch so wenige dankbare Schüler. Und nun mußte Hans Berger ausführlich erzählen, wie er aus dem einstigen „Bettelhans“ ein feiner Herr geworden. Das war freilich nicht leicht gewesen. Ein reicher Kaufherr hatte ihn zu sich in die Lehre genommen. Da war er denn sehr brav gewesen, hatte fleißig gelernt, wie in der Schule, und mit den Jahren war aus ihm ein tüchtiger Geschäftsmann geworden, daß er das volle Vertrauen seines Prinzipals erwarb und von diesem als Reisender angestellt wurde. „Ja, Herr Lehrer“, schloß er seinen Bericht, „ich bin glücklich, so glücklich, daß ich heute mit keinem meiner ehemaligen Kameraden tauschen möchte.“ Und als seine einstigen Mitschüler hörten, daß der Fremde der „Bettelhans“ gewesen sei, da erinnerten sie sich sehr wohl, wie sie ihn geärgert damals — und nun erinnerten sie sich auch der Worte des Lehrers von damals wieder: dieselben waren also wirklich in Erfüllung gegangen. Ja, jetzt mußten sie glauben, daß es auch ein Bettelbube im Leben zu etwas Nichtigem bringen kann, wenn er brav bleibt und fleißig lernt, wie es eben der „Bettelhans“ getan hat.



Gefährliche Begegnung!

Lotte muß für Mütterchen
Beim Krämer Honig kaufen,
Da kam Nachbars Paulchen ihr
In den Weg gelaufen.
Lotte, was hast du geholt?
Loh mich's einmal sehen,
Einen kleinen Augenblick
Bleib doch bei mir stehen.
Honig hast im Topf drinn,
Der muß prächtiglich schmecken
Lotte, oder glaubst du's nicht —
Sollen wir mal lecken?
Wirklich — Lotte leckt zuerst,
Dann leckt Nachbars Paulchen.
Immer besser schmeckt es
Den zwei Ledermäulchen.
Aber plötzlich sieht voll Angst
Lotte ganz erschrockt,
Daß der ganze Honigtopf
Schon halb leer geleckt.
Oh, was Mutter mir wohl sagt,
Komm ich gleich zu Haus —
Nachbars Paulchen aber nimmt
Im Gesopf Neigans.

3. 8.

Extra-Blatt

zum „Amts- und Anzeigebblatt“ für Eibenstock usw.

Sonntag, den 4. Oktober 1914, früh $\frac{1}{2}$ 8 Uhr.

Drei weitere Forts vor Antwerpen gefallen!

Die Lage der Stadt wird kritisch.

Ein neuer Sieg im Osten.

(Amtlich.) Großes Hauptquartier, 3. Oktober, abends. Auf dem französischen Kriegsschauplatz sind heute keine wesentlichen Änderungen eingetreten. — Im Angriff auf Antwerpen fielen auch die Forts Pierre, Waelhem, Königshoekt und die zwischenliegenden Redouten. In den Zwischenstellungen wurden 30 Geschütze erobert. Die in den äußeren Fortsgürtel gebrochene Lücke gestattet, den Angriff gegen die innere Fortslinie und die Stadt vorzutragen.

Im Osten sind das 3. sibirische und Teile des 22. Armeekorps, welche sich auf dem linken Flügel der über den Njemen vordringenden russischen Armeen befanden, nach 2tägigem erbitterten Kampfe bei Augustow geschlagen worden. Ueber 2000 unverwundete Gefangene, eine Anzahl Geschütze und Maschinengewehre wurden erbeutet. (B. T. S.)

Druck und Verlag von Emil Hannebohn in Eibenstock.

Illustriertes Unterhaltungsblatt

Zur
Unterhaltung

am
häuslichen Herd



Gratisbeilage zum Amts- &

Anzeigeblatt für Eibenstock.

Des Herzens Gebot.

Original-Novelle von Fr. Lehne. (Nachdruck verb.)

Golden lachte die Sommersonne durch das weitgeöffnete Fenster gerade in Dagmars Gesicht, die wie ein faules Kästchen auf der Chaiselongue lag und ihren Gedanken nachhing. Dazu schmetterte ein Buchfink, der in dem Ahornbaum vor Dagmars Fenster saß, unermüdlich sein lockendes, fröhliches Lied, daß man meinen konnte, die kleine Brust müsse ihm zerspringen. Das junge Mädchen fühlte sich schließlich dadurch gestört; ein verdrießlicher Zug glitt über das schöne Gesicht.

„Kleiner Schreihals!“ murmelte sie; sie hielt sich die Ohren zu, als er gar nicht aufhörte und immer von neuem seine Weisen ertönen ließ.

Sie klingelte heftig. Bald darauf trat ein hübsches, sauber gekleidetes, doch sehr ländlich aussehendes Mädchen ins Zimmer. „Gnädiges Fräulein wünschen?“ fragte sie schüchtern. Es klang so auswendig gelernt und paßte gar nicht zu der ganzen Art des blutjungen, kaum der Schule entwachsenen Dinges. Und jedesmal mußte Dagmar über diese Frage aus diesem Munde lächeln.

„Das Fenster schließen und die Vorhänge zuziehen. Die Sonne blendet abscheulich, und der Vogel singt so laut! Und die Fliegen haben mich so gestört, daß ich kein Auge habe zutun können.“

Sie gähnte und dehnte ihren Körper bequem auf dem Divan, während sie mit halbgeschlossenen Augen den Bewegungen des Mädchens folgte, das ihre Befehle ausführte.

„Wie spät ist es eigentlich?“

„Es ist halb vier.“

„Schon?“

Sie mußte doch etwas geschlafen haben — trotz der störenden Fliegen — seit ein Uhr lag sie doch schon hier!

„Ja, gnädiges Fräulein. Die Turmuhr hat eben geschlagen. Und Frau Pfarrer läßt fragen, ob Sie den Kakao hier oder im Garten trinken wollen. Sie hat ihn eben angebrüht.“

„Ich weiß nicht, ich habe noch keinen Appetit. Ich werde klingeln. Vorläufig will ich nicht gestört sein! — Sie können also verschwinden, teure Lina!“

Verdutzt über diese Anrede, sah das Mädchen sie an; Dagmar mußte laut lachen, und feuerrot vor Verlegenheit lief Lina hinaus. Dagmar war allein.

Sie verschränkte die Arme im Nacken und starrte nach der buntbemalten Decke, an der einige Sonnenstrahlen, die sich durch den herzförmigen Ausschnitt des Fensterladens stahlen, ihr lustiges Spiel trieben.

Ihre Stimmung war keineswegs so rosig und heiter, wie der schöne Sommertag sie wohl hätte verursachen können.

Sie war verdrießlich darüber, daß sie hier in diesem weltverlassenen Dörfchen sitzen mußte, während sich ihre Bekannten in Norderney oder Heringsdorf oder Riffingen oder sonst in einem Modebade amüsierten. Und sie war zur größten Langeweile verdammt!

Auch eine lächerlich altmögliche Idee ihres Hausarztes, sie aufs Land zu schicken!

Aber er wollte durchaus, daß sie in vollständiger Ruhe und Abgeschiedenheit lebte. Und die genoß sie ja nun mehr als genug in dem Pfarrhause von Hohensdorf.

In den ersten Tagen ihrer Anwesenheit in dem traulichen Heim des Pfarrers Wagner hatte ihr die Stille und Einsamkeit wohlgetan nach der anstrengenden „Saison“, die sie hinter sich hatte. Keine Woche war ja ohne mehrere Festlichkeiten und Bälle vergangen, ganz abgesehen von den Theatervorstellungen und Konzerten, bei denen man gewesen sein mußte.

Es war zu viel gewesen; ihre Nerven hatten unter diesem Hasten und Treiben gelitten, so daß die Notwendigkeit eintrat, für eine Weile auszuspannen. Nun war es aber genug. Sie langweilte sich über die Maßen. Nicht drei Tage wollte sie bleiben, geschweige noch drei Wochen, wie man ihr vorgeschrieben. Sie hielt es einfach nicht mehr aus!

Jetzt, nachdem sie sich wieder gesund und kräftig fühlte, sehnte sie sich von neuem nach dem bunten, flirrenden Leben; die Einsamkeit von Wald und Flur dünkte sie unerträglich geworden.

Dagmar Odenberg war ein richtiges Weltkind: eitel und kokett, genussüchtig und oberflächlich. Sie konnte nicht ohne Geselligkeit, nicht ohne Bewunderung sein, die man ihr, der anerkannten Schönheit, in reichlichem Maße zollte und die sie auch als einen ihr schuldigen Tribut forderte.

Also stand es jetzt fest bei ihr — übermorgen reiste sie ab. Und noch heute wollte sie es den guten Pfarrersleuten sagen, die wirklich — man konnte es nicht leugnen — in rührender Weise um sie bemüht waren.

Es war, als ob dieser Gedanke sie elektrisierte; mit einem kurzen Entschluß sprang sie auf, legte den bequemen buntseidenen Kimono ab und schlüpfte in ihr weißes Leinenkleid, das ihr Lina am Vormittag mit Hilfe der Frau Pfarrer frischgebügelt hatte.

Als sie den Panamahut, der ihr so gut stand, auf das dunkle, lose frisierte Haar legte, nickte sie ihrem Spiegelbilde befriedigt zu.

Sie lächelte die Unmutsfalten aus ihrem Gesicht, und sie freute sich an ihrer Schönheit, deren sie sich voll bewußt war. Selten war wohl jemand so wundervoll gewachsen wie sie, wenn sie auch hier in den fünf Wochen der ihr auferlegten Langeweile viel von ihrer gepriesenen modernen Schlankheit eingebüßt hatte. Ihr stolzes,

schönes Gesicht mit den dunklen Sammetaugen und dem üppigen roten Munde prangte in den Farben der Gesundheit. Verärgert sah sie aus — und es war niemand da, der sie bewunderte, was sie mit Bedauern feststellte. Dann hätte es sich vielleicht eher gelohnt, zu bleiben — sie war ganz von Verlangen nach Flirt, nach Amüsement erfüllt.

Sie griff jetzt — nach einem letzten Blick in den Spiegel — nach den Handschuhen und dem Sonnenschirm, da sie beabsichtigte, spazieren zu gehen, und ging dann die Treppe hinunter.

In dem Hausflur stand gerade die Pfarrerin, die dem Mädchen einige Anweisungen gab.



Das Klaus-Groth-Museum in Heide (Holstein).
(Mit Text.)

„Ah, da sind Sie ja, Fräulein Dagmar! Vor einer halben Stunde schon hatte ich den Kakao gebrüht. Lina meinte, Ihnen sei nicht wohl, weil Sie keinen Appetit hatten.“ Etwas besorgt blickte die rüchliche Pfarrerin in das Gesicht ihres jungen Gastes.

„Dann hat Lina eben falsch gemeint, mir ist ganz wohl!“ lächelte Dagmar liebenswürdig. Trotz ihrer Launen und Ansprüche hatte sie sich doch die Herzen der Pfarrersleute gewonnen. Wenn sie wollte, konnte sie unwiderstehlich sein.

„Na, das ist ja gut! Da fällt mir ein Stein vom Herzen! — Gehen Sie nur immer in den Garten; mein Mann sitzt schon dort in der Laube bei seinem Kaffee. Bis jetzt hat er auf Sie gewartet — Sie wissen doch, ohne Sie schmeckt es ihm gar nicht mehr! — Ach ja, der Briefträger hat auch außer der Zeitung noch etwas für Sie gebracht! — Ich komme gleich nach, will nur schnell frischen Kakao für Sie aufbrühen.“ Und wichtig trippelte die freundliche Frau davon.

Dagmar schlenderte über den Hof nach dem ziemlich großen Garten, der in seiner Anlage ein wahres Kunstwerk zu nennen war. Jeder Platz war ausgenutzt, und das Gemüse und das Obst aus dem Pfarrgarten waren berühmt.

Als der Pfarrer seinen jungen Gast kommen sah, legte er die Zeitung aus der Hand und erhob sich. Mit herzlichen Worten begrüßte er Dagmar, die in dem bequemen Stuhl Platz nahm, der vor ihrem Gedeck stand.

Die Sonnenstrahlen drängten sich durch das üppige Blattwerk des wilden Weins und leuchteten in grüngoldigem Schimmer auf den mit einem blütenweißen Tuch gedeckten Tisch, in dessen Mitte sich ein großer Rosenstrauch neben frischgebackenen goldgelben Waffeln befand.

Es war so einladend, so traulich, daß Dagmar wider Willen davon eingenommen wurde.

Sie wechselte einige liebenswürdige Worte mit dem Pfarrer, und griff dann nach den für sie gekommenen Postfächern. Es waren mehrere Ansichtskarten und Briefe von Freundinnen und Bekannten, die begeistert von ihrem Amüsement aus verschiedenen Modebädern schrieben und sie ein wenig mit ihrer diesjährigen Sommerfrische neckten, in der es sicher bedenklich nach Ruhstall röche und so weiter.

Vor Dagmars geistiges Auge trat die ganze lebensfrohe Gesellschaft, die ihr im Grunde eigentlich herzlich gleichgültig war — und ohne die sie doch nicht leben konnte.

„Nun, Fräulein Dagmar, haben Sie gute Nachrichten erhalten?“ fragte Pfarrer Wagner, „haben die Eltern auch geschrieben? Sie erwarteten doch schon gestern einen Brief —“

„Ja, Herr Pfarrer, man hat große Sehnsucht nach mir“ — sie spielte mit dem silbernen Kaffeelöffel und ließ ihn auf ihrem Zeigefinger balanzieren — „ich muß deshalb an die Heimreise denken.“

„O nein, Fräulein Dagmar! Das liegt doch noch in weitem Felde! Von den ausgemachten acht Wochen sind ja kaum fünf verstrichen!“

„Wenn auch, Herr Pfarrer! Ich habe Sehnsucht nach meinen

Eltern bekommen: Mama schreibt eben, daß sie nächste Woche schon nach Ostende reisen. Papa bleibt nur wenige Tage dort, weil er nach England will. Da ich ihn nun vor Antritt seiner Reise gern noch sehen möchte, muß ich doch wohl daran denken, übermorgen zu fahren — so leid es mir tut, von hier fortzugehen.“

Ein lebhaftes Bedauern zeigte sich auf dem gütigen und sympathischen Gesicht des Pfarrers.

„Ach, Fräulein Dagmar, das kann doch Ihr Ernst nicht sein! — Hör mal, Mutterchen,“ rief er seiner eben ankommenden Gattin entgegen, die auf einem Tablett das übliche Nachmittagsgetränk Dagmars vor sich hertrug, „hör mal, Mutterchen, Fräulein Dagmar will uns übermorgen schon verlassen.“

„Ach nein!“ förmlich erschrocken setzte die Angeredete das Tablett nieder, „wie kommt denn das so plötzlich?“

„Ich sagte schon zum Herrn Pfarrer, daß ich die Eltern gern sehen möchte, ehe sie ihre Reise antreten, auch sie haben Sehnsucht nach mir. Aberdies kann ich doch Ihre Gastfreundschaft nicht noch länger in Anspruch nehmen.“

„Ach, es gefällt Ihnen nicht mehr bei uns!“ klagte die Pfarrerin.

Begütigend faßte Dagmar nach ihrer Hand.

„Im Gegenteil, zu gut! Ich fürchte sogar, wenn ich noch länger bleibe, werde ich so did sein, daß man mich kaum wieder erkennen wird. Mir passen meine Kleider gar nicht mehr — es ist beängstigend, Sie müßten mich ja förmlich, und leider schmeckt es mir auch so gut — viel besser als selbst zu Hause.“

„Freuen Sie sich darüber! Immer tüchtig essen und trinken, das hält Leib und Seele zusammen!“ Mit stolzem Blick, der deutlich ihre Genugtuung verriet, blickte Frau Pfarrer Wagner auf das vor ihr sitzende Mädchen: „Wie wohl Sie aussehen! Gott behüte Sie! Wenn ich daran denke, wie blaß und spitz Sie waren, als Sie herkamen — und jetzt — wie das Leben selbst, wie Schneewittchen, so weiß wie Schnee, so rot wie Blut, so schwarz wie Ebenholz —“

„Und das hab' ich Ihnen zu danken, liebe Frau Pfarrer!“ entgegnete Dagmar herzlich, „die Eltern werden sehr überrascht sein, wenn sie mich sehen.“

„Von Abreisen wird jetzt nicht mehr gesprochen, wenn Sie mich nicht ernstlich böse machen wollen!“ erklärte Frau Wagner in bestimmtem Tone, „trinken Sie erst mal ihren Kakao und machen dann Ihren Spaziergang!“

Sie goß das würzige Getränk in Dagmars Tasse und reichte dem jungen Mädchen den Zucker und die frischen Kuchen. Dagmar ließ es ruhig zu, daß die Pfarrerin sie bediente. Es schmeckte ihr sehr gut. Der Kakao war mit Ei abgequirlt und die Waffeln waren heute besonders gut geraten.

Doch trotz allen Zuredens beharrte Dagmar auf ihrem Vorsatz, abzureisen.

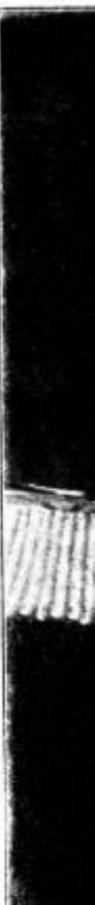
Die Langeweile war zu drückend geworden, um so mehr, da sie sich gar nicht beschäftigte. Und nur auf die beiden ältlichen Leute angewiesen zu sein, ging ihr allmählich auf die Nerven.

Getränkt und traurig sah die Pfarrerin Dagmar nach, als



Der Kriegshafen von Dover, einer der Hauptstützpunkte der englischen Flotte. (Mit Text.)

diese sich Sinnend nicht gef



Generalrecht v

Sie ist ist da v sie dere Freund seiner G

„Da Einzige Sch

„Ni Und

gedacht Lebens Lächeln

Da holte d der Ed deine ohne d bist. I mit mi Kaffee

„Pa Pfeife Rücksid terlasse

lich die und ve ter in

Frau, strump und zu

Da den G Beide terin

Schrei unbekü das St

„B chen!“

„G tern!“

De

diese sich erhoben und den üblichen Spaziergang angetreten hatte. Sinnend sagte sie: „Und ob nicht doch etwas ist, das ihr bei uns nicht gefällt? Ich habe aber meines Wissens nicht das geringste



Generaloberst und Generatinspekteur Kronprinz Rupprecht von Bayern, der ruhmreiche Sieger im Elsaß.

versehen und auch Lina besonders eingeschärft, ja aufmerksam zu sein.“
 „Quäle dich doch nicht mit unnützen Gedanken, Mutterchen!“ begütigte Pfarrer Wagner.
 „Wir sind wirklich nicht die Ursache. Es ist ihr hier in unserem lieben traulichen Hohenstdorf einfach zu eintönig und zu langweilig. Sie sehnt sich nach Abwechslung. Das allein ist es, weshalb sie fort will.“

„Meinst du?“
 „Natürlich, Mutterchen!“

Sie ist viel zu sehr Weltkind. Der glänzende Schein lockt sie. Es ist da viel, viel Spreu unter dem Weizen, und der Mann, der sie dereinst heimführen wird, hat viel zu erziehen. Mein alter Freund Odenberg hat eben manches versehen in der Erziehung seiner Einzigen.“

„Da haben wir es anders gemacht, gelt, Vaterchen? Unser Einziger, der ist doch ein ganzer Mensch!“

Scherzhaft drohend hob er den Finger.

„Nicht übermütig sein, Mütterchen — erst abwarten!“

Und doch strahlte sein Gesicht in Vaterstolz, als er des Sohnes gedachte. Unwillkürlich umschloß er die Hand seiner treuen Lebensgefährtin und blickte liebevoll in ihre guten blauen Augen. Lächelnd nickte sie ihm zu; sie verstanden sich.

Dann stand sie auf und holte die lange Pfeife aus der Ecke. „Hier, Vaterchen, deine geliebte Freundin, ohne die du doch nicht gern bist. Und jetzt trinkst du mit mir noch ein Schälchen Staffee!“

Pfarrer Wagner setzte die Pfeife in Brand, was er mit Rücksicht auf Dagmar unterlassen hatte, tat behaglich die ersten Züge daraus und vertiefte sich dann weiter in die Zeitung, seiner Frau, die mit einem Strickstrumpf beschäftigt war, ab und zu daraus vorlesend.

Da verdunkelte etwas den Eingang der Laube. Beide blickten auf; die Pfarrerin stieß einen kleinen Schrei aus und sprang auf, unbekümmert darum, daß das Strickzeug zur Erde fiel.

„Bernhard, mein Jungchen!“

„Grüß Gott, liebe Eltern!“

Der Angekommene be-

grüßte die Eltern mit Handschlag und Kuß. „Bernhard, wo kommst du denn her und so unvermutet? Wir haben dich gar nicht gehört.“

„Ich wollte euch überraschen, bin deshalb über Töpfers Wiese gegangen, damit ihr mich vom Garten aus nicht sehen konntet. Ihr wißt doch, wie ich es als Junge tat! — Nun, wie geht es euch? Sind deine rheumatischen Schmerzen jetzt verschwunden, Vaterchen? Ja? — Wie mich das freut.“

„Nun trink nur erst eine Tasse Kaffee! Du siehst so erhitzt aus, mein Jungchen! Nimm dir Waffeln! Sie sind ganz frisch.“

Geschäftig bediente sie den Sohn, der schnell hintereinander einige Tassen Kaffee trank.

„Ah, das tut gut. Der Weg vom Bahnhof hat mir Durst gemacht!“ sagte er.

Dann lehnte er sich zurück, den Arm um die Schultern der Mutter legend, die glückselig auf ihren „großen Jungen“ blickte.

„Nun möchtet ihr den Grund meines Kommens wissen? Der ist, mich auszuruhen, und zwar gründlich! Ich war in letzter

Zeit sehr angestrengt, hatte viel zu tun. Der Professor war verreist; ein großer Teil seiner Pflichten fiel mir zu, dabei verschiedene Kollegen im Urlaub, — genug, ich hatte nicht mal Zeit und Muße, euch zu schreiben. Nun traf es sich jetzt, daß mich Kollege Fränkel bat, den Sommerurlaub mit ihm zu tauschen. Er wollte jetzt heiraten, hat aber wegen Erkrankung der Schwiegermutter die Hochzeit vier Wochen aufschieben müssen. Das kam alles so plötzlich. Und ich wollte euch auch mit Absicht nicht von meinem Kommen verständigen. Ihr seid ja von jeher auf einen oder mehrere Gäste eingerichtet! Doch da fällt mir ein, Fräulein Odenberg ist doch wohl noch bei euch?“

„Das tut doch nichts. Wir haben Platz genug! Und Dagmar will übermorgen abreisen.“

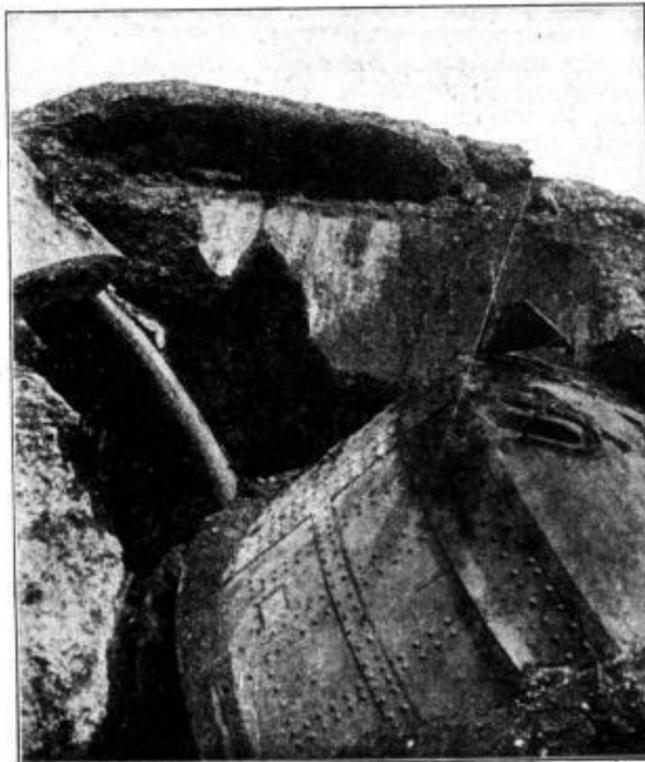
„Dann ist's ja gut! Das verwöhnte Dämchen hat meinem Mutterchen gewiß ordentlich zu schaffen gemacht; wenigstens konnte ich das zwischen deinen Zeilen lesen!“

„Es geht! Du weißt, Bernhard, Mutter ist ja nicht wohl, wenn sie nichts zu schaffen und zu sorgen hat.“

„Und immer für fremde Leute! Es ist oft ein undankbares Geschäft.“



General French, der Oberkommandierende des englischen Landungsheeres. (Mit Text.)



Die Wirkung der deutschen Belagerungsgechütze an den Forts von Lutich. (Mit Text.)

„Odenberg hat mich darum, er wußte seine Tochter am besten bei uns aufgehoben; in ein Sanatorium sollte sie nicht, weil Dagmar dort viel zu viel Zerstreuung haben würde; sie ist lebhaft und temperamentvoll, so daß sie vielleicht die Kurvorschriften nur mangelhaft befolgt hätte! Eine richtige Langleweile, gute Kost und keine Vergnügungen hielt er für das beste

Begierbild.



Wo ist mein Affe?

Mittel, ihre angegriffenen Nerven wieder aufzufrischen. Er hat mir eine schöne Summe für unser Kirchlein gestiftet. Wenn uns das Lebensauegang andere Bahnen geführt hat, so haben wir alten Burschenschaftler uns doch treue Freundschaft bewahrt! Ich bin ein ehrsamer Landpfarrer geworden

den — und Herbert Odenberg Gerichtspräsident.“
 „Benedict ihn mein alter Herr etwa?“
 „Nicht um die Welt! Ich bin zufrieden und glücklich, weil ich gesehen, daß mein Wirken erfolgreich und nicht umsonst war!“
 „Und Dagmar Odenberg?“
 „Ist ein schönes Mädchen — voller Weltlust und Genußsucht. Doch trotz ihrer Fehler, die eine Folge ihrer Erziehung sind, ist sie uns eine liebe Hausgenossin geworden, und nur ungern werde ich sie, die unser Haus wie ein Sonnenstrahl erleuchtet hat, scheiden sehen!“

(Fortsetzung folgt.)

Heidelied.

Flüster die flüsternde Heide
 Schreit' ich im Abendwind,
 Flüstert von Lust m'r und Leide,
 Flüstert vom Scheidenmüssen —
 Von meinem schwarzbraunen Kind.
 Dumpf hat das Vächlein gerauscht ..

Flüstert von heimlichen Küssen,
 Die wir glücklich getauscht;
 Flüstert vom Scheidenmüssen —
 Dumpf hat das Vächlein gerauscht ..

Flüstert so bang vom Vergehen,
 Düstere Ahnung voll ...
 Rimmer vom Wiedersehen,
 Nicht, wie ich's tragen soll ...

Über die flüsternde Heide
 Schreit' ich im Abendwind,
 Träumend von Lust und von Leide,
 Von meinem schwarzbraunen Kind ... J. M. Burda.

Unsere Bilder

Ein **Klaus-Groth-Museum** ist neulich in Heide (Holstein), dem Geburtsort des plattdeutschen Dichters, eingeweiht worden. Sein Vaterhaus, das abgerissen werden sollte, wurde von der Stadt angekauft, renoviert und eingerichtet. Eine noch in Heide lebende Halbschwester des Dichters konnte genaue Anweisungen geben, wie es früher, zu des Dichters Lebzeiten, im Hause aussah, und so konnte etwas Rechtes geschaffen werden. Groths Werke, viele seiner Schriften, seine vollständige Bibliothek und manches, was mit ihm in Berührung gestanden hat, konnten in dem Häuschen untergebracht und dadurch der Charakter eines Groth-Museums gewahrt werden.

Der **Kriegshafen von Dover**, einer der Hauptstützpunkte der englischen Flotte. Die gewaltigen Neuanlagen des englischen Seehafens wurden vor vier Jahren eröffnet. Der Hafen zerfällt in einen Handels- und in einen Kriegsmarinehafen; letzterer faßt 15 große Kriegsschiffe und 14 Zerstörer und ist so tief, daß auch zur Ebbezeit die größten Schiffe einfahren können. Die Hafendämme haben eine Gesamtlänge von mehr als 3 Kilometer und umschließen eine Wasserfläche von fast 300 Hektar. Die mächtigen Molen sind mit doppelten Eisenbahngleisen versehen, neben denen sich breite Gehwege hinziehen; sie sind sowohl zur Einschiffung von Mannschaften für die Kriegsmarine als für die Entladung von Handelsschiffen eingerichtet. Die Anlagen, die eine Bauzeit von 12 Jahren erforderten, kosteten rund 90 Millionen Mark.

General French, der Oberkommandierende des englischen Landungsheeres, der sich nach Frankreich begeben hat, um über die Landung englischer Truppen zu verhandeln, die Frankreich vor Kriegsbeginn zugesichert war.

Die **Wirkung der deutschen Belagerungsgeschütze an den Forts von Lüttich**. Bei der Beschießung von Lüttich haben sich unsere großen Belagerungsgeschütze glänzend bewährt; ein Einzelschuß durchbricht selbst die stärksten Beton- und Panzerbeden. Unsere Bilder zeigen die Wirkung der deutschen Belagerungsgeschütze in dem Fort Loucin.

Allerlei

Grob. Käuferin: „Ist das auch wirklich echtes Elfenbein?“ —
Hausierer: „Na, meinen Sie vielleicht, daß die Elefanten auch falsche Zähne haben?“

Doppelpech. Sonntagsjäger: „Wertwändig, so oft ich daneben schieße, ist's immer ein Hase, wenn ich aber einmal etwas treffe, ist's jedesmal ein Hund.“

Ein Trost. „Das ist eine schöne Geschichte,“ sagt die große Schneiderin, „da bekomme ich einen Brief, daß eine Kundin, die 800 Fr. schuldet, pleite ist.“ — „Seien Sie froh, daß Sie ihr nicht einen noch größeren Preis abgefordert haben, sonst hätten Sie noch mehr verloren.“

Wie Oberst Heinrich v. Lochmann von Zürich Eber jagte. v. Lochmann begleitete einst Ludwig XIV. auf die Jagd, als der König zu ihm sagte: „Oberst! Sie sind nie vor dem Feinde gewichen; aber einem Eber, glaube ich, würden Sie nicht standhalten!“ Lochmann antwortete: „Ew. Majestät mögen mich auf die Probe stellen.“ Dann stellte sich der Oberst neben einer alten Waldkapelle auf und wartete, bis berittene Jäger ihm einen Eber zutrieben. Nicht lange, so kam der König wieder und rief lächelnd dem Oberst zu: „Habt Ihr den Eber gesehen?“ — „Allerdings, Ew. Majestät, und ich habe ihn bis zu Ihrer Ankunft in diesem Stalle versorgt.“ Wirklich fand man den Eber in der Kapelle. Lochmann stand nämlich an die Tür der Kapelle gelehnt, als er den Eber schnaubend auf sich zurennen sah. Er öffnete schnell die Tür und sprang zur Seite, das Tier aber stürzte in seiner blinden Wut hinein und sah sich gefangen. T.

Gemeinnütziges

Zum Bleichen der Endivien kommt man mittels Bindens im Spätherbst selten, da die anhaltende Kälte zu leicht Fäulnis hervorruft. Man tut besser daran, die Pflanzen dicht beieinander einzuschlagen. Dann bleichen sie an trockenen Orten auch ohne Binden.

Wollstaub als Abfall der Textilindustrie wird gelegentlich ähnlich dem Straßenleucht zur Erwärmung der Mistbeete benutzt. Er muß zu diesem Zwecke leicht angefeuchtet werden und hat auch sonst ähnliche Eigenschaften wie der Leucht. Als Düngemittel ist er nur als fertiger Kompost zu verwenden, der übrigens ziemlich lange liegen muß.

Hühner und Enten fressen die Naskäfer gern. Da gegen dieses Geschmeiß mit den milderen Insektenmitteln nicht anzukämpfen ist, auch die Fangmethoden wenig Erfolg versprechen, sollte besonders der Rübenbauer sein Geflügel an den Transport auf die Felder gewöhnen. Die Tiere werden bald mit dem Schädling aufräumen.

Rindfleisch auf Pariser Art. Ein zartes Stück Rindfleisch spickt man mit Speckstreifen, welche einige Stunden vorher in eine Mischung von gewiegten Zwiebeln, Petersilie, Salz und Pfeffer gelegt wurden. In einen Tiegel mit verschließbarem Deckel wird ein Glas Weißwein, große Speckwürfel, Pfefferkörner, in Scheiben geschnittene Karotten hineingetan und das Fleisch darin bei schwachem Feuer etwa 2½—3 Stunden geschmort.

Logogriph.

Hat es ein u,
 So wirft es du
 Als scheuen Vogel kennen.
 Steht r dafür,
 Kannst du es mir
 Am Bachebrande nennen.
 Julius Fald.

Silbenrätsel.

Bereinet mit dem Baum,
 Ruft es ein Galt dir zu;
 Verbunden mit dem Fluß,
 Führt's oft zur letzten Ruh.
 Melitta Berg.

Anagramm.

Ich bin bekannter Handwerks-
 mann.
 Ein Zeichen rasch entferne...
 Und sei's im ganzen Leben dann
 Aus Mitleid immer gerne.
 Julius Fald.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

An unsere Leser!

Auf verschiedene an die Redaktion gerichtete Anfragen diene zur Nachricht, daß wir nur die Namen der Löser von Schachaufgaben zum Abdruck bringen können, dagegen ist es nicht möglich, die Namen der übrigen Rätsellöser, die stets in großer Anzahl einlaufen, zu veröffentlichen. Die Ablösungen aller Rätsel erfolgt regelmäßig in der nächsten Nummer. Die Redaktion

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Logogriphs: Wohl, Wahl. —
 Des Rätsels: Abfall, Anfall, Beifall, Einfall, Rückfall, Verfall, Vorfall, Zufall.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag von Emil Hannebohn in Eisenstadt.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

rendden
 Gängen
 Der
 wendete
 fand er
 Ver
 ganzen
 obst, da
 „Ja,
 hast du
 möge
 wandte
 möchte
 „Na
 chen,“
 von der
 die Lau
 mit pr
 Gutes?
 habe id
 behrt,
 dein S
 „Na
 aufgehe
 hier!
 Rosen.
 che fr
 „Hil
 tut sie
 „Mi
 ich auch
 weiße
 taugen
 schläft
 geht sp
 im Ga
 W
 häufig
 men fe
 tigung,
 „Si
 Holt.“
 „W
 negnete
 Da
 eine ih
 doch m
 schuhe
 und gi
 Der
 haben
 „W
 bemer



Humoristische Beilage zum Amts- und Anzeigebblatt für Eibenstock.
Verlag von Emil Hannebohn.

(Nachdruck verboten.)



Bei Parvenus.

Sohn: „Du, Vater, im Automobillklub, wo i jetzt ei'trete bin, sind lauter Fürschte, Grafe und Barone, da muß i amal was tun, damit i auch für was gehalte werd'!“

Vater: „Zahl halt amal a Fäße Bier!“

Staatsexamen.

Examinator: „Was halten Sie für den größten Triumph der modernen Medizin?“

Kandidat: „Das Einziehen der Honorare!“

*

Moderne Annonce.

Ein Kavaliere von angenehmen Neugehren im Alter von 32 Jahren sucht sich preiswert zu vermählen.

*

Aus dem Gerichtssaal.

Richter: „Welchen Wert hatte der Anzug, den der Angeklagte Ihnen entwendete?“

Zeuge (Kleiderhändler): „Neunzig Markwar der Preis!“ (Der Staatsanwalt beantragt die außerordentlich hohe Strafe von sechs Monaten Gefängnis.)

Zeuge (indem er nochmals vortritt, mitleidig): „Herr Richter, ich werde den Anzug berechnen mit siebzig Mark!“



Der Goldfisch.

„Warum heiraten Sie nicht, gnädiges Fräulein? Sie haben doch an jedem Finger zehn Verhehrer!“

„Sie irren — nur am Goldfinger!“

Au!

„Diese Fabrik arbeitet Jahr für Jahr mit Defizit, und jeder Direktor wird wohlhabend —“

„Ja, es ist die reine Defizittrone!“

Sein bester Schutz.

Humoreske zur Zeit der Hasen von K. Lubowski.

Der alte reiche Rittergutsbesitzer Oppner auf Krähig hatte es mit bewundernswerter Geschicklichkeit verstanden, sich ohne eheliche Fesseln durchs Leben zu bringen. . . .

Nun bestand auch wohl keine Gefahr mehr, daß er sich einfangen ließ, denn er beging in den allernächsten Tagen seinen siebenzigsten Geburtstag und über Einsamkeit hatte er nicht zu klagen.

Da war nämlich seine einzige Nichte Rut Schellenberg — das blonde, liebe Ding mit dem weichen Herzen und der starken Treue — und der Franzel. Aber diese beiden gehörten nicht etwa zusammen. Franzel war bräunlichgrau — zuweilen heimtückisch, fast immer wählerisch in Speise und Trank und beständig voller Launen. Er hatte auch kein Herz und keine Anhänglichkeit. Aber er war gelehrig, verstand allerhand Komplimente und Scherzchen und war überhaupt der ansehnlichste Kaninchenbock, den es geben konnte. Ihn liebte der alte Oppner auch wohl am tiefsten. — Mit unermüdlichem Eifer beschäftigte er sich während der Nachmittage mit dem Tierchen und hatte es endlich dazu gebracht, daß der stolze Kunststückchen wie ein Pudel erlernte. — Nur eines konnte ihm sein Herr nicht beibringen — daß er treu war. Sobald der Riegel in der Tür seines Schlafgemachs sich nur ein wenig lockerte, schob er die Pfote dazwischen und heidi ging's für ein paar Stunden!

Der alte Oppner vergab ihm aber immer von neuem. Er war überhaupt gegen diese Ausgeburt von Schlaueit viel nachgiebiger und verständnisvoller, als sonst gegen die Menschen. — Da war einer, ein junger, frischer, hochbegabter Maler, den die blonde Rut seit sieben Jahren lieb hatte — den behandelte er sehr schlecht. Da war aber noch einer — ein hagerer, stets bescheidener, junger, blasser Mensch, der sich plötzlich als Sohn eines längst verstorbenen Stiefvaters aufgetan hatte und der jetzt, nach erfolglosem Hospitieren in Jura, Philologie und Kunstgeschichte, dem natürlichen Dünger und dem Krähiger Lehm näher zu treten gedachte — dieser kam sogleich hinter dem Kaninchenbock.

Seine Anwesenheit drohte alles ins Schwanken zu bringen, was die eheliche, treue Rut Schellenberg in drei Jahren unermüdlichen Vohrens bei ihrem Oheim erreicht hatte. Niemals war nämlich der alte Herr schlechter auf ihren heimlichen Verlobten zu sprechen gewesen, als gerade jetzt — niemals hatte er solche harten Dinge zu der Weinenden gesprochen, wie an diesem Morgen, als Rut Schellenberg mit einem Gefühl der Ohnmacht zuhören mußte, wie er zu ihr sagte: „Ich denke, die Vorgänge lasse ich heute unberührt. Du weißt ja doch zur Genüge, wie ich über diesen Farbenklexer denke. Da stellt sich der liebe Maler hin und denkt: Ah, das Mädel, die Rut, ist ein fetter Happen — die kann mir schon passen. Ihr dummer, guter, alter Onkel zimmert uns schon das Leben. — Mag es nun eine kurze Zeitlang wirklich den Anschein gehabt haben, als ob dem so wäre — so hat das jetzt ein Ende. Ich bin kein Zimmermann. Ich

bin ein reeller Landmann und als solcher sage ich Dir heute, meine Tochter: Jeder mag ernten, was er sich ausgesät hat. Also Deiner keine Saaten. Denn ich gebe Euch keinen Pfennig. — Warum ich jetzt „so“ bin? Sollst es sofort hören. Karl Milte, dieser bescheidene, treue, freundliche und stets so aufmerksame Junge, der den ganzen Tag im losen Land herumläuft und dann abends immer noch denkt, wie er mir einen Gefallen tun kann — der hat mir — lediglich durch sein Wesen — die Augen geöffnet. — Sieh mal an — der ist nur ein Sohn vom Stiefvater — Du aber bist meine richtige Nichte. — Gibt Dir das nicht zu denken? — Ich würde ihn aber auch gern als Neffen anerkennen. Weißt Du auf welche Weise? Indem Du Deinen Maler laufen läßt und — den Karl heiratest.“

Rut Schellenberg prallte entsezt zurück.

„Diesen entseztlichen Menschen, an dem nichts ehelich und aufrichtig ist?“

„Bitte beweise mir das?“ —

„Nun, denkst Du etwa, er ließe einzig Dir zu Liebe seit zehn Abenden wie ein Unsinniger auf den Hasen?“

„Aber warum denn nicht? — Er weiß, daß ich mir zu meinem siebenzigsten Geburtstage, der ja sonst in vollster Stille



Alex und Fer.

„Mein Freund Müller ist ein so leidenschaftlicher Bergsteiger, daß er sich kürzlich beim Anblick einer Alpenlandschaft in der Kunstausstellung nicht enthalten konnte, die gemalten Felsen zu besteigen, was ihm auch, dank der pastosen Pinselstriche, gelang.“

begangen wird, einen auf meiner Feldmark geschossenen Hasen wünsche und benimmt sich demgemäß. Der alte Jäger hat die Gicht — na, und ich habe seit zwanzig Jahren keine Flinte mehr in der Hand gehabt. Also — wer sollte mir da wohl diesen kleinen Gefallen erweisen. — Aee, wie er das macht, das finde ich geradezu großartig. Unermüdet ist er. Mit der heißen Suppe in der Thermosflasche zieht er um sieben Uhr abends aus — morgens zum Dienstanfang ist er wieder zurück.“

„Zuvohl — und stets ohne Hasen.“

„Du weißt recht gut, daß sie in diesem Jahre sehr dünn gesät sind. Der liebevolle Grenz Nachbar knast sie alle fort. Um so mehr will ich es ihm danken, wenn er doch endlich zum Ziele kommt.“

„Seine kurzichtigen Augen werden ihm und Dir dies Glück leider nicht bescheren.“ —

„Wollen's abwarten. Schließlich ist das auch kein Unglück. Ich sehe doch wenigstens den guten Willen, an dem es bei den meisten mangelt. Und nun — laß man — hast Du Dich besonnen und willst den Karl — schon — dann soll alles — der gesamte Maler mit seinen Untugenden vergessen sein. — Ihr zieht aufs Wortwerk und bewirtschaftet von da das Hauptgut. — Jetzt aber Schlaf. Ich will mal nach dem Franzel sehen...“

Franzel war heute ungnädiger wie sonst. Erst nach geraumer Weile geruhte er seine Künste zu zeigen. Irgend etwas hatte ihn erregt. Es währte lange, ehe der alte Herr die Ursache herausbrachte. Schließlich entdeckte er sie in einem Lappen, der mit allerhand Stieglisfarben getränkt, in einer Ecke des kleinen Stalles lag. — Er wurde dunkelrot vor Zorn und rannte mit diesem Beweisstück ungefümt zu seiner Nichte: „Du — Dein Maler ist bei meinem Kaninchenbock gewesen.“ —

„Davon weiß ich nichts, liebster Onkel.“

„Ich sage Dir, wenn ich ihn treffe, dann ergeht es Euch beiden böse.“

„Du wirst ihn nicht treffen, lieber Onkel, darauf kannst Du Dich getrost verlassen.“ —

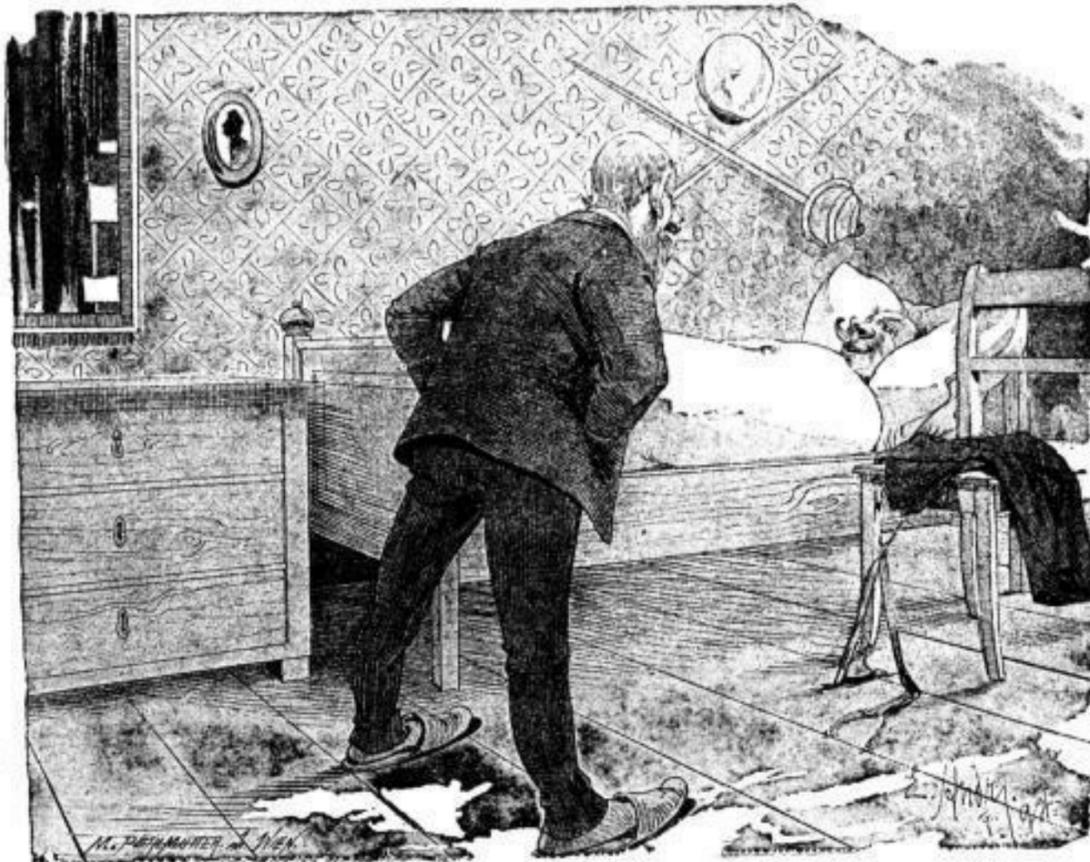
Am nächsten Tage hatte der alte Oppner einen starken Gichtanfall und war nicht imstande, sich zu bewegen. — Es war entsetzlich. —

Nur der Karl durfte an ihn heran und der war — leider — wiederum auf den Hasen. Da verlangte er denn schließlich nach dem Kaninchenbock. — Aber, das Unglaubliche war geschehen — auch dieser war nicht zur Stelle zu bringen. Der Stall war leer — und alle Nachforschungen erwiesen sich als ergebnislos.

Die Aufregung wuchs mit jeder Stunde. Schließlich konnte das Unglück dem alten Herrn nicht länger verborgen bleiben, und der Tag endete mit heißen Tränen auf allen weiblichen Seiten und heißen Hoffnungen dazu. Eigentlich endete er mit noch etwas anderem. — Mit einem Erfolge, der seinesgleichen suchte. —

— Karl Wille hatte endlich Glück gehabt. Der erste Geburtstagsbrot war zur Strecke gebracht. — Bitternd vor Freude meldete er das seinem Gönner. —

„Der alte Teske zieht ihn bereits ab, liebster Onkel.“ Rut Schellenberg wagte einen leisen Einwurf.



Gute Zuversicht.

Vater (zu seinem etwas verbummelten, Theologie studierenden Sohne, der bei seinem Ferienbesuche bis in den Tag hinein schläft): „Aber bedenke doch, Morgenstunde hat Gold im Mund!“

Sohn: „Den Seinen gibts der Herr im Schlafe!“

„Der alte, halbblinde Mann — wird das denn auch ordentlich werden?“

Eine Antwort erhielt sie jedoch nicht darauf.

Der alte Oppner hatte die Angst um seinen Kaninchenbock nahezu vergessen, weil ihm Karl Wille gar so tröstlich und herzlich zuredete: „Sei nur nicht ängstlich, guter Onkel. Das Franzel findet sich sicher wieder ein. — Wer würde sich wohl dauernd von Deiner Güte entfernt halten.“ —

— — — Aber der Kaninchenbock kam nicht wieder. Es war auf sein Zurückbringen eine Belohnung von 20 Mark ausgesetzt — und im Kreisblättchen stand das Mißgeschick fettgedruckt zu lesen. —

Der alte Oppner wollte an seinem siebzigsten Geburtstage beinahe traurig sein. Aber Karl Wille ließ ihn nicht dazu kommen. Er verlas bei der morgendlichen Kaffeetafel eine selbstgefertigte Ballade, die von Lobeserhebungen für den Jubilar strotzte.

Das Mittagessen im engsten Familienkreise verlief sehr traulich.

Der Hase war wundervoll zart und fastig und der alte Oppner erwiderte trotz seiner Gicht einen solchen Appetit, daß für die anderen nicht sonderlich viel übrig blieb. —

Nach dem Schlafen wurde dann ein gemeinsamer Spaziergang unternommen, bei welchem der alte Oppner an Karl Willes Arm würdevoll und stolz einherhumpelte. — Wie kam es nur, daß er mit weit aufgerissenem Munde plötzlich an dem Gärtlein des alten Teske stehen blieb, etwas sagen wollte und doch nichts anderes, auf die Stange, an welcher das Hasenfell zum Trocknen aufhing, deutend — hervorbrachte, als ein entsetztes „Oooooh!“ —

Es war aber auch wirklich furchtbar. —

Bei näherer Untersuchung stellte es sich nämlich unstrittig heraus, daß Karl Willes kurzichtige Augen einen Hasen von einem Kaninchenbock nicht zu unterscheiden imstande gewesen waren —, daß er also das Franzel zur Strecke gebracht hatte. Dies wäre aber alles noch nicht so furchtbar



Schluss.

„Ich bin froh, daß mein Sohn jetzt endlich von der Universität abgeht — er hätt' noch mein ganzes Vermögen aufstudiert!“
 „Hat er jetzt absolviert?“
 „Das nicht — aber in allen Fakultäten ist er jetzt durchgefallen.“

*

Summarisch.

Vater der Braut: „Meiner Tochter gebe ich eine halbe Million mit . . . was haben Sie denn dafür alles eigentlich in die Wagschale zu werfen?“
 Bewerber (Maler): „An barem Gelde besitze ich allerdings nur einige tausend Mark, aber dafür habe ich doch auch meine Kunst!“
 Vater der Braut: „Und wieviel macht das zusammen?“

Moralische Lektion!

(Zu untenstehendem Bilde.)

Räuber (bei der Durchsuchung des Angefallenen): „Den Ehering tragen Sie in der Westentasche? Pfui, schämen Sie sich!“

Das Erste.

Tourist (hungrig, durstig, erschöpft in eine Restauration stürzend):
 „Ansichtspostkarten!“

gewesen, als wie die niederschmetternde Tatsache, daß der alte Onkel Oppner seinen Liebling fast allein verzehrt hatte. —

— Der alte Sanitätsrat mußte kommen. Er verschrieb ein kräftiges Laxiermittel, Brom und kalte Umschläge auf Kopf und Herz. Vorzüglich aber die Entfernung des Schmerz-erregers. — So mußte Karl Niehltz noch am selbigen Abend kräftig verlassen. —

Dafür aber wurde an einen andern telegraphiert, ob er nicht am nächsten Tage mit dem nächsten Zuge eintreffen und dem alten Schwerleidenden die Grillen verjagen möchte.

Dieser andere aber war der lustige, ehrliche Maler, der in aller Heimlichkeit feurige Kohlen auf das Haupt des alten Oppner gesammelt hatte, indem er Franzel, den damals noch unseligen Kaninchenbock, in einem Porträt bereuigt hatte, welches er dem alten Herrn ohne Namensnennung zu seinem Ehrentag gesandt hatte. — — —

